L.g.
o.
463e
2

Ex Bibliotheca
C. A. Meusel.
No. 1897. 2.
v. T. I.

L. g. o.
463 e
2

Gefühle,
Bilder und Ansichten.

Sammlung kleiner prosaischer Schriften

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Zweites Bändchen.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
1819.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

79/1382

Inhalt.

Seite

1. Friedrich der Große und der General Fouque'.
   I. Der Kronprinz und sein Freund......... 3
   II. Der König und sein Feldherr............ 9
   III. Der König und sein Freund 20
2. Ueber Ehre und Ambition................. 26
3. Des alten Schimmels letzte Stunde, und einige Gedanken darüber.................. 35
4. Andeutungen............................ 42
5. Ein Gespräch über das Theater und über noch Vieles.......................... 46
6. Ueber den sogenannten falschen Waldemar.. 127
7. Ein Wort über F. Schlegels gesammelte Gedichte 145
8. Natalie. Ein Beitrag zur Geschichte des weiblichen Herzens; von Fanny........ 157
9. Andeutungen............................ 165

Seite
10. Ueber den Spruch; Nemo ante mortem beatus! 169
11. Noch Etwas über den Tod 175
12. Eine Andeutung 179
13. Etwas über den Don Quixote des Cervantes, nebst einer Nutzanwendung 180
14. Auswahl neuer Balladen und Romanzen ... 195
15. Ueber anonyme Kritiker 204
16. Die Verlobung, eine Geschichte vom ersten April 211
17. Albrecht Achilles. Ein Gemälde von Kolbe. 221
18. Der Dichter und sein Freund. Erstes Gespräch 230
— Zweites Gespräch 241
19. Die Schlacht von Cannä. Nach Polybius, mit Bezug auf des Ritters Folard Bemerkungen 251

Gefühle,
Bilder und Ansichten.

Sammlung kleiner prosaischer Schriften

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

1.

Friedrich der Große und der General Fouqué.

I.

Der Kronprinz und sein Freund.

In dem schönen Musensitze Rheinsberg hatte Friedrich als damaliger Kronprinz von Preußen viele bedeutende Männer und Jünglinge um sich her versammelt. Man las Geschichte, studirte den Krieg, ergötzte sich an poetischen Blumen, — leider nur an den damals alleingeltenden des modernen Frankreich! — und halb im Ernst, halb im Scherze stiftete man den Ritterorden des Bayard, chevalier sans peur et sans reproche. Man suchte den Mitgliedern passende Beinamen aus; der Kronprinz bekam den für seine Stellung und seine Freunde vielbedeutenden, le con-

stant. Zum Großmeister erwählte man den Baron de la Motte Fouqué, meinen Großvater, und gab ihm den Beinamen le chaste, welcher sich auf seine in der That recht ernste Sittenreinheit beziehen mochte, zum Theil aber wohl, so wie auch sein Großmeisterthum selbst, mit daher rührte, daß Fouqué den mehrsten Ordensrittern an Alter überlegen, vermuthlich auch schon dazumal erklärter Bräutigam war. Oder vielleicht auch gab seine strenge Religiosität Anlaß dazu, die Gottlob! nie unter den neufränkischen Spöttereien, nie unter allen spätern Witzangriffen der Voltairianer und Voltaires selber gewankt hat, ja, den späterhin ergrauten Helden brüstend und erhebend bis in seinen Sarg begleitete, und dem geistreichen Friedrich zuverlässig — dafür bürgt mir meines Großvaters Charakterfestigkeit und Offenheit in mindern Dingen — nie verhehlt oder verkleidet worden ist. — Diese Eigenschaften zusammengenommen mochten den König Friedrich Wilhelm den Ersten dahin bringen, dem damaligen Hauptmann de la Motte Fouqué den Zutritt zu dem in Küstrin gefangenen Kronprinzen zu vergönnen, in der Zeit, als dieser das Haupt seines jungen, edlen

Freundes, des Herrn von Katte, vor seinen Augen hatte fallen sehen, und Niemand von den Rheinsberger Freunden daran denken durfte, sich dem schwerbedrängten Prinzen zu nahen. Fouqué also bekam Einlaß. Es mag ein schmerzenvolles, vielleicht von Thränen bethautes Wiederfinden gewesen seyn! —

Aber eine gewisse fröhliche Laune, bei allem strengen Ernste des Charakters, dem Baron Fouqué wohl noch von seinen altfränkischen Ahnen angeerbt, kam auch hier bald zur Sprache. Es war nämlich Befehl des Königs Friedrich Wilhelm, dem gefangenen Prinzen nur bis zu einer bestimmten Stunde — ich glaube bis 9 Uhr Abends — den Gebrauch des Lichtes zu verstatten. Dann mußte der wachthabende Offizier eigenhändig dem Kronprinzen sein Licht auslöschen; freilich allemal nach einer höflichen Entschuldigung, aber beim Auslöschen blieb es dennoch. Das erste Mal, als dies in Ausübung gebracht wurde, soll sich der feurige prinzliche Jüngling bis zu einer persönlichen Beleidigung des Offiziers vergessen, dieser aber darauf erwiedert haben: „Euer Hoheit tragen jetzt keinen Degen; ein Gefangener kann nicht beleidigen.“ — Ich

erinn're mich, das als ein Kind erzählen und nach Verdienst rühmen gehört zu haben, ohne daß ich die strenge Wahrheit des Factums verbürgen könnte. — Was ich aber zuverlässig weiß, ist, daß der Kronprinz seit jenem ersten Tage mit würdiger Gelassenheit die Lichtauslöscherei ertrug, bei welcher König Friedrich Wilhelm wohl den Gedanken zum Grunde legte, sein Sohn lese zu viel, d. h. zu viel Sinnenverwirrendes und zu wenig Gutes, und man könne dem Uebel auf diese Weise einen Schlagbaum vorziehen. Ach leider war das Lichtauslöschen ein falsches Mittel! Lichtanstecken wäre besser gewesen! —

Mochte nun freilich der Baron Fouqué einerlei Meinung mit dem Könige seyn über das Nachtheilige manches schlimmen französischen Buches, darin der Kronprinz las, so konnte er doch das angewandte Mittel auf keine Weise billigen. Als daher der wachthabende Offizier zum ersten Male seit Fouqué's Ankunft das beliebte Experiment wiederholte, wußte Fouqué dem Prinzen, sich, und natürlich auch dem Offizier, mit einem heitern Wortspiel aus der Verlegenheit zu helfen. Sobald nämlich das Licht

ausgeputzt war, zog er Feuerzeug und eine Wachskerze aus der Tasche, und sprach, indem er Licht anzündete: „Herr Kamerad, der König hat Ihnen befohlen, das Licht des Kronprinzen auszulöschen, nicht aber das des Hauptmanns Fouqué.“ — Der Offizier nahm lächelnd und zufrieden Abschied, und seitdem ward allabendlich das offizielle Ausputzen und das private Anzünden wiederholt, und der Kronprinz las bei Fouqué's Lichte mit diesem bis tief in die Nacht.

Was sie lasen? — Ich weiß es nicht. Es mag wohl — die kriegskünstlerischen Werke und die Geschichten des griechischen und römischen Alterthumes ausgenommen — meist französischer Witz gewesen seyn, aber gewiß nicht von der unanständigen oder gar gotteslästerlichen Art. Auch hierin bewies sich sonder allen Zweifel der Großmeister des Bayard-Ordens als le chaste. Er mochte wohl manch einen Funken göttlicher Wahrheit, der erst späterhin aus einzelnen Aeußerungen, deren ich nach und nach einige mitzutheilen denke, sein Daseyn kund gab, in das Gemüth des künftigen Herrschers einzustreuen bemüht seyn.

Die trübe Zeit ging vorüber, und ächtgolden stieg die Freundschaft des Kronprinzen und Fouqué's aus diesem Prüfungs- und Läuterungsfeuer hervor.

II.

Der König und sein Feldherr.

Alles hatte sich wundersam und ernstlich verändert. Friedrich saß auf dem Thron seines Vaters, und hatte den getreuen Fouqué, welcher sich nie auch nur augenblicklich durch die Freundschaft des Kronprinzen zum leisesten Fehl wider seinen König verleiten ließ, aus dänischen Diensten wieder in die preußischen zurückberufen. Fouqué nämlich hatte diese einige Jahre vorher verlassen, wegen einer Entzweiung mit seinem Regimentschef, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau (soldatischerweise gewöhnlich der alte Dessauer oder der alte Schnurrbart genannt). Dieser strenge Held war Fouqué's Waffenmeister gewesen, und hatte seine erste Beförderung verursacht. Als er nämlich das preußische Contingent gegen Karl den Zwölften 1715 nach Stralsund führte, hatte er seinem damaligen Pagen Fouqué befohlen, bei der Fürstin zurückzubleiben. Da Bitten nichts wider diesen Beschluß vermochten, lief der feurige Knabe dem Fürsten heimlich

nach, und erhielt nun von diesem die Erlaubniß, ihm zu folgen. Bei dem Gefecht auf der Insel Rügen ritt Fouque' hinter seinem Herrn. Er sah einen Soldaten von des Fürsten Regimente todt niederstürzen, sprang vom Pferde, nahm des Erschossenen Patrontasche und Gewehr, und trat feuernd in das Glied. Nach dem Gefecht ernannte ihn der Fürst zum Fähnrich *). Wo die früheste Bekanntschaft von solcher Art ist, kann es späterhin nicht wohl an gegenseitiger Achtung fehlen. Aber zwei harte Steine, sagt das Sprichwort, malen nicht gut zusammen; so auch der Fürst und Fouqué. — Dieser war indessen in Dänemark Obristlieutenant geworden; bei seinem Zurücktritt in das preußische Heer ernannte ihn Friedrich zum Obristen, gab ihm den Orden pour le merite, und erwies ihm noch an-

*) In den durch Büttner im Jahre 1788 herausgegebenen Mémoires de Fouqué, einem meist immer authentischen Werke, wird dies und einiges Nachherfolgendes anders erzählt. Aber ich weiß es aus dem Munde meines seligen Vaters besser. Theils war der ehrliche Büttner im Irrthum, theils ließ sich damals nicht Alles gut aussprechen.

dere Gunstbezeugungen. Schien das Alles auch etwas praenumerando gezahlt, so wußte es doch Fouqué zu rechtfertigen; im ersten schlesischen Kriege durch kühne Waffenthaten, im zweiten als weiser und kräftiger Commandant der neueroberten Festung Glatz, weshalb er nach dem Frieden das Gouvernement der ganzen Provinz erhielt, und fortfuhr, mit ernstem Eifer darin die preußische Herrschaft zu begründen. Er war, als der siebenjährige Krieg ausbrach, zum Generallieutenant vorgerückt.

Er focht in diesem glorwürdigen Kampfe rühmlich, und bis in das Jahr 1760 auch beglückt. Um diese Zeit sollte er mit etwa 10,000 Mann Schlesien gegen das mehr als drei Mal stärkere Laudonsche Corps beschützen. Das Verhältniß der Zahl war ohnehin schon etwas ungleicher, als billig, und nun an der Spitze dieser überlegenen, von gewohnter österreichischer Tapferkeit beseelten Widersacher einen Feldherrn, wie Laudon! Besonnenheit und kühne Schnelligkeit in ein und demselben Feldherrn persönlich dargestellt! — Fouqué glaubte unter diesen Umständen den an und für sich trefflichen Posten bei Landshut mit seinen wenigen Trup-

pen nicht hinlänglich besetzen zu können; er verließ ihn daher und stellte sich in der Ebene auf, unfern von den Ausgängen des Gebirges, um den etwa dort vordringenden Feind beim Entwickeln aus den Engpässen mit der ganzen Macht feurig anzugreifen und wieder zurückzuwerfen. Die Regeln der Kriegskunst und Fouqué's bis dahin bewiesene Gaben, sie anzuwenden, lassen vermuthen, daß dieser Vertheidigungsentwurf das flache Land von Schlesien, so wie auch die Festungen Breslau und Schweidnitz gesichert haben würde. Ein seltsames Zusammentreffen von Umständen ließ die Sache nicht zum Experiment gedeihen.

Ein damals vielgeltender Minister war Fouqué's persönlicher Feind geworden; vermuthlich mit durch des Letztern Schuld, der seine kräftige Gemüthsfestigkeit bisweilen in Starrheit und Eigensinn ausarten ließ. Da mochten denn seine Handlungen dem Gegner unwillkürlich im falschen Licht erscheinen. An absichtliches Mißdeuten ist nicht zu denken, denn dieser Gegner war ein herrlicher Ehrenmann, und wenn er nicht so viel von kriegerischen Bewegungen verstand, als man wohl eigentlich einem Minister zumuthen

sollte, so lag es darin, daß in jenen Zeiten Kriegsmann und Staatsmann so ganz von einander gesondert standen, als greife die Kriegskunst nun und nimmer in die Regierungskunst, und die Regierungskunst eben so wenig in die Kriegskunst ein. Wir haben's seitdem besser gelernt, und werden hoffentlich die scharfe Lection nimmer wieder vergessen. — Jenem Minister aber war es ein unbegreiflich toller Gräuel, daß durch die Rückbewegung Fouqué's von Landshut den Feinden ein Paar Leinwandmanufacturen des Gebirges ohne Schwertschlag in die Hände fielen, und von diesen unbilligerweise verwüstet wurden. Er führte bittere Klagen darüber bei'm König, und erlaubte sich einige tadelnde Seitenblicke auf des Generals Benehmen. Nun wären in jedem andern Zeitpunkte dergleichen Aeußerungen eines Laien in der Kriegskunst von Friedrich ab und verletzend auf den Tadler zurückgeprallt; gerade in dieser Epoche aber, wo mannigfaches Unglück den Monarchen herbe und vielleicht ein wenig scheltsüchtig gestimmt hatte, vermochten sie zu haften, und einiges Gift in das königliche Heldenblut zu spritzen. Friedrich that, was weder vor noch nachher je in seinen ritterlichen Freun-

dessinn gekommen war: er schrieb einen Brief voll Mißtrauen und Bitterkeit an seinen Fouqué. Da war Diesem das Heiligste gekränkt, was er auf Erden besaß: seine Ehre, und unabänderlich war der hieraus hervorgehende Entschluß gefaßt.

Seine Unterbefehlshaber zusammenrufend, las ihnen Fouqué die königlichen Worte vor, die nie hätten geschrieben werden sollen, und fügte hinzu:

„Wir alle, meine Herren, haben dem Könige zu beweisen, daß wir Kriegsleute von Ehre sind. Wir greifen den Feind bei Landshut an. Will er sich ernstlich vertheidigen, o ist der Ausgang sehr zweifelhaft; wie ich aber den General Laudon kenne, wird er uns den Posten nach einem Scheingefecht gern überlassen, und späterhin mit seiner Uebermacht wieder kommen, um uns darin aufzureiben. Dann gilt es, sich nach preußischer Manier bis auf das Aeußerste zu wehren. Ich selbst werde der letzte Mann auf dem Schlachtfelde seyn. Sollte ich demungeachtet diesen Tag überleben, so gebe ich mein Ehrenwort, nach einem solchen Briefe meines Königs keinen preußischen Degen wieder zu ziehn.“

Es kam Alles, wie der geübte Kriegsmann es vorausgesehen hatte. Der 23ste Junius 1760 sah nach einem heldenmüthigen Widerstande den General Fouqué in einem niedergerittenen Infanteriequarré durch österreichische Dragoner gefangen. —

Die Botschaft davon hatte alle früheren Nebel aus des großen Königs Heldengeiste vertrieben. Er sprach bei Austheilung der Parole öffentlich:

„Es hat sich abermals ein Unglück für uns ereignet. Der General Fouqué ist bei Landshut vom General Laudon mit überlegener Macht angegriffen worden, und beinahe sein ganzes Corps aufgerieben. Er selbst ward, unter seinem erschossenen Pferde liegend, mit drei Wunden gefangen. Ich wünsche, meine Herren, daß wir in ähnlicher Gelegenheit uns Alle so benehmen mögen, wie er."

Es kam wohl gewiß Botschaft von dieser ehrenden Aeußerung an den gefang'nen Fouqué, aber alle unmittelbare Gemeinschaft zwischen dem König und ihm blieb natürlicherweise gehemmt. Ob also das frühere schöne Freundesverhältniß je wieder eintreten werde oder nicht, war ein un-

sicheres Problem für Fouqué, den noch obenein das Unheil traf, bei der überraschenden Einnahme von Glaz sein ganzes, dort aufbewahrtes Vermögen zu verlieren, mit Einschluß einer ausgesuchten Bibliothek und Kupferstichsammlung. Sein Herz hatte nie an zeitlichen Gütern gehangen, und ward also hiervon so wenig gebeugt, daß er bei einer Streitigkeit über die Soldauszahlung der kriegsgefangenen preußischen Offiziere, — nicht für sich, denn er erklärte alsbald, die streitige Summe bis zum Frieden stehen zu lassen, und inzwischen von dem baaren Gelde zu leben, welches ihm früher auf seine Anweisungen war nachgeschickt worden, — wohl aber für seine Kameraden in dem Ton eines stolzen Freimuthes sprach und schrieb, der die Kaiserin Maria Theresia wider ihn erbitterte, und ihm die Verweisung von seinem bisherigen Aufenthalte Brügg nach der Festung Karlstadt in Croatien zuzog. Als ihm der Commandant von Brügg den Befehl dazu vorzeigte, erwiederte Fouqué gelassen: „Ich bin in der Gewalt der Kaiserin, und sie kann mich bis an's Ende der Welt verbannen, aber Wahrheit bleibt Wahrheit, und ich werde sie niemals verläugnen.“ — Dem Hauptmann,

welcher ihn zu begleiten hatte, und um seine Befehle über die Stunde zur Abreise fragte, erwiederte er: „Ich bin ein Gefangener und habe nichts zu befehlen." Als Jener aber darauf bestand, sagte endlich Fouqué: „Nun gut, ich werde morgen früh um 5 Uhr fertig seyn." — Der Hauptmann kam erst gegen sechs. Der General stand in Uniform und Orden reisefertig da, und fragte etwas streng: „Wie viel Uhr ist es?" — „Fünf Uhr, Euer Excellenz." — „Eure Uhren hier gehen alle zu spät. Nehmen Sie die meinige als ein kleines Andenken. Sie wird Ihnen gute Dienste thun." —

In Karlstadt lebte Fouqué mit zweien seiner Kinder in stiller, wissenschaftlicher Muße. Es war die Rede von seiner Auswechselung; die Kaiserin erzeigte ihm die Ehre, sie zu verweigern. Unter diesen Umständen kann man's auch eine unbewußte Wohlthat nennen! Denn was hätte der ehrliebende Ritter mit seiner Freiheit während des Krieges anfangen sollen, nachdem einmal das streng verpflichtende Wort über seine Lippen gegangen war: „Ich ziehe keinen preußischen Degen mehr!" — Daß er Wort gehalten hätte, versteht sich von selbst; aber mit wie zerreißen-

den Gefühlen? In welcher Entzweiung vielleicht mit seinem königlichen Freunde? Das ist eine andre Frage. Der liebe Gott legt seinen Menschen, so lange sie in Demuth und Vertrauen an ihm festhalten, niemals eine allzuherbe Prüfung auf, oft auch sogar, wenn sie durch zu dreist ausgesprochene Verheißungen die Möglichkeit dazu selbst herbeigeführt haben. Ob Fouqué in diesem letztern Falle war? Ob nicht? — Nach meiner Ansicht schwankt die Entscheidung. Denen, welche ihn zu richten gedenken, führe ich nur das Eine zu Gemüth: um für König und Staat das Rechte zu thun, muß man auch vor der Welt mit ganz fleckenfreier Ehre dastehen. Und die Ehre ist so zarter Natur! Hüte sich ein jeder Vorgesetzter, daß er Niemanden zwinge, sich seinen Geboten zu entziehen, um dies über alle irdischen Güter weit hinausgeltende, die bürgerliche Persönlichkeit eines Mannes ganz und gar bedingende Gut zu behaupten! —

Der Friede ward geschlossen, Fouqué also frei. Er begab sich im Frühlinge des Jahres 1763 auf den Weg nach Glatz. Die Kaiserin schickte ihm einen Stabsoffizier entgegen, um ihn nach

Wien einzuladen, wobei man ihm alle seinem Range gebührende Auszeichnungen verhieß, auch ihm zu verstehen gab, es würde nur von ihm abhängen, Ersatz für den in Glatz erlittenen Verlust zu bekommen. Fouqué antwortete mit höflicher Verneinung, ließ aber die Worte einfließen: „Ich kann die Hand nicht küssen, die meinen König und mich so hart getroffen hat. Was den Ersatz meines Vermögens betrifft, so ist mein König der Einzige, von dem ich ihn annehmen darf."

So kam er denn arm wieder in die preußischen Staaten zurück, arm, wie sein Vater, als er um der freien Glaubensübung willen Herd und Vaterland verließ, und dabei entschlossen, aus dem ihn ehrenden und reichlich nährenden preußischen Kriegsdienst, treu dem gegebenen Wort, unwiderruflich herauszutreten, wahrscheinlich einem dunkeln, hülflosen Alter entgegen.

Da ging ihm ein neues Verhältniß zu seinem großen und guten König auf; ein Verhältniß, wie es vielleicht noch nie so auf Erden zwischen Könige und Unterthanen Statt gefunden hat. Laßt es uns in einem eigenen Bilde betrachten.

III.

Der König und sein Freund.

Ob es der große König wußte, daß Fouque einem gegebenen Ehrenworte folgte, als er um seinen Abschied bat? — In den ersten Jahren wohl nicht; denn sonst hätte er zuverlässig keinen Versuch gemacht, seinen ehrenfesten Feldherrn, seinen ehemaligen Großmeister im Bayard-Orden zur Fortsetzung seiner kriegerischen Laufbahn zu bewegen. Und das geschah dazumal häufig und wiederholt, und kein Abschiedsgesuch des Generals fand Gehör. Zwar auch späterhin ward er seiner Dienste nicht entlassen, vielmehr beförderte ihn der König zum General der Infanterie, aber von wirklichem Dienstthun war nicht mehr die Rede, vom Ziehen des preußischen Degens nicht, obgleich Fouqué's durch Alter und Kriegsbeschwerden erschöpfte Gesundheit ihm solches erst jahrelang nachher unmöglich gemacht haben würde. Mir scheint aus der ganzen Lage der Dinge und auch aus dem Tone des spätern Briefwechsels wahrscheinlich, daß Fouqué in

einer vertraulichen Stunde, etwa in den Gärten von Sanssouci, seinem königlichen Freunde Alles rein herausgesagt haben mag, und erst von da an die ganze reine Schönheit des gegenseitigen Verhältnisses sich bildete.

Fouqué wohnte als Domprobst des dasigen Kapitels in Brandenburg, eine Stelle, die er, wie alle äußere Güter, der Gnade des Königs verdankte. Aus der Nähe von Potsdam und Sanssouci herüber sorgte nun Friedrich für seinen Freund, wie ein zärtlicher Sohn für seinen Vater. Nicht allein, daß er ihm den Verlust seines Vermögens mit königlicher Großmuth ersetzte; er ging mit zarter Sorgfalt in die kleinsten Bedürfnisse des täglichen Lebens ein. Von dem ersten und schönsten Obst der königlichen Gärten mußte der alte Freund seinen Theil haben, so auch von den gelungensten Kunstwerken der neugegründeten Porzellainfabrik, und um so reichlicher hierin, je freimüthiger in früherer Zeit Fouqué seine Zweifel an dem Gelingen dieses Instituts, so nahe bei der berühmten Meißner Anstalt, offenbart hatte. In demselben Sinn bestritt der König Fouqué's Zweifel an der damals aufblühenden Seehandlung in Berlin, welcher der Ge-

neral keine Kapitalien anvertrauen wollte, erklärend, sein Geld stehe gut, und bei Leuten, denen er es nicht kündigen möge. Da schenkte ihm Friedrich eine bedeutende Summe, mit dem Beding, sie dort unterzubringen, damit er doch seinen Willen habe. Fouqué aber zeigte bald nachher eine Empfindlichkeit gegen Geldgeschenke, versichernd, er und die Seinigen hätten übergenung, und die Gnade des Königs, auf diese Art bewiesen, thue ihm fast weh. Nun war von dergleichen nicht mehr die Rede, aber um so sorgfältiger dachte Friedrich darauf, mit Gaben anderer Art seinen alten Freund zu bedenken, und dessen immer wachsende Kränklichkeit gab Anlaß genug dazu. Bequeme Rollstühle wurden verfertigt, die ältesten und edelsten Weine in den königlichen Kellern aufgesucht, ein Hörrohr über das andere für den taubwerdenden Greis verfertigt, Flaschen mekkanischen Balsams aus Konstantinopel verschrieben; was aber dem langsam in's Grab sinkenden Helden mehr als alles galt, waren die Zeiten, die er in Sanssouci als Gast seines Königs verlebte, oder auch die Mittage, wo Friedrich auf der Durchreise nach oder von Magdeburg der Gast seines Freundes ward, und

nach Fouqué's eig'nem Ausdruck sich's gefallen ließ: de partager le pot au feu d'un refugié. In jenen Tagen sahe man öfters den Monarchen in den Laubgängen des königlichen Gartens neben dem Rollwagen seines Freundes hergehn, und sich traulich mit ihm unterhalten, wie denn überhaupt immer die Zeiten zu Fouqué's Besuch sorgfältig so gewählt wurden, daß sich Friedrich durch keine zwängende Fremdengegenwart abgehalten sah, von ganzer Seele und in den zartesten Aufmerksamkeiten Freund zu seyn. In den Tagen des Besuchs zu Brandenburg dagegen bekümmerte sich Friedrich sorgfältig um das tägliche Leben seines Freundes, ermunterte seine Diener, ihm achtsam aufzuwarten, und schlug Anordnungen zu seiner Behaglichkeit und Erheiterung vor. So sagte er eines Tages, Fouqué lebe zu einsiedlerisch; er müsse täglich Gesellschaft sehen, seine Fenster mit Blumen schmükken, und kleine Hündchen zu seinem Ergötzen um sich her springen lassen. Fouqué wollte von den Hunden nichts wissen; sie seyen ihm zu unreinlich. „Aber sonst," sprach der König, „sonst hatten Sie sie doch gern. Erinnern Sie sich nicht mehr des guten Melampo, der uns in Rheinsberg

so oft Spaß gemacht hat?" — So lebendig noch stieg in des siegreichen, vielschaffenden Königs Erinnerung jene frische Rheinsberger Jünglingszeit empor, und warf ihren Schimmer freudig mit auf das verlöschende Leben des alternden Fouqué. —

Dieser entschlummerte nach Jahren unter der immer gleich treuen und gleich holden Pflege seines Königs.

Ich hoffe, sein Leben ausführlich und mit strenger Genauigkeit zu schildern am Schlusse meines altsächsischen Bildersaals, wo ich dann selbst ein Greis seyn werde, oder doch nahe daran, und die poetische Muse billig abgelöst werden mag von der historischen. Ein altsächsischer Bildersaal kann treffend schließen mit den Begebenheiten eines Frankenritters unter dem größten norddeutschen Könige, den es noch je gegeben hat.

Ihr aber, die Ihr diesen großen König für nichts besser auszugeben wagt, als für einen klugen Eroberer und Despoten, ja wohl gar ihn mit dem neuesten und herzlosesten Eroberer und Despoten aller Zeiten vergleichen wollt, schauet ihn an als Pfleger eines alternden Freundes,

den edler Trotz und späterhin gränzenlose Ermattung zu allen Diensten für ihn unfähig machten! Dann schlagt an Eure Brust und gesteht es ein:

Dieser große König war zugleich auch unter den Menschen Einer der Liebevollsten und Innigsten.

2.

Ueber Ehre und Ambition.

Das Uebertragen fremder Worte in eine ursprünglich eigenthümliche Sprache ist nun wohl ziemlich allgemein als etwas Thörichtes und Unschönes anerkannt, zugleich auch als etwas Schädliches, wie denn niemals Eines von diesen dreien ohne das Andere Statt findet. So ging es recht auffallend bei uns mit dem französischen Worte ambition. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, zugleich mit den häßlichen neufranzösischen Perrücken, Puderwolken und andern widerwärtigen Fratzen, die man mit dem nichtssagenden Ausdruck Mode zu stempeln beliebte, nach Deutschland herübergekommen, trug diese Ambition nicht wenig dazu bei, die alten, schönen Begriffe von Ehre bald närrisch zu überspannen, bald verwirrend herunterzusetzen. Hätte man hübsch den eigenthümlichen Ausdruck: Ehrgeiz beibehalten, so wäre vermuthlich kein Mensch auf den Einfall gekommen, etwas Ed=

les und Hohes unter einer Benennung zu suchen, welche die abscheuliche Sylbe Geiz mit in sich trug. Aber die Ambition war ein so beliebig zu handhabendes Ding, und that noch obendrein mit ihrer fremden Herkunft so vornehm, daß man ihr keinesweges den Dienst ganz und gar aufsagen mochte, während Leute von entgegengesetzter Ansicht nicht ermangelten, die Ehre und das Gefühl derselben mit in die Ambition hineinzuziehn, und so Eins und das Andere im wüsten Gemenge nach Kräften lächerlich zu machen. Es ging in den Declamationen solcher Widersacher, wie in Falstaffs vortrefflichem Monologe vor der Schlacht: „Was ist Ehre? Ein Wort! Was ist ein Wort? Luft!" u. s. w. Man war eine Zeitlang in diese erhabene Logik so ganz vertieft, daß man wirklich Zweifel darüber vorbrachte, ob Shakespear jene Worte ironisch, oder nicht vielmehr im allerklarsten, philosophisch-aufgeklärtesten Ernste habe aussprechen lassen. Nur, daß es Sir John Falstaff's Bewund'rer noch weit bequemer hatten, als Sir John Falstaff selbst. Denn: Ehre! — Es bleibt doch immer ein Klang, der in allen noch nicht ganz durch abklärende Berechnungen entgeisterten

Seelen wiederhallt mit heiligem Schauer! Aber die gar nicht, oder fast schlimmer noch: halb verstandene Ambition! Was hatte es mit der auf sich? Auf= und niedertanzen mit ihr konnte jeder Beliebige nach Belieben! —

Was mit solchen halbverstandenen Redensarten Närrisches, Tolles, ja Abscheuliches anzufangen ist, hat mein lieber seliger Fichte an den drei Wörtern: Liberalität, Humanität und Popularität*) deutlich erwiesen, und dabei richtig bemerkt, wie groß der Vorzug eines Volkes zu achten sey, welches sich aus der angebornen Muttersprache heraus seine Begriffe entwikkelt, dem Gelehrten wie dem Ungelehrten gleich zugänglich in jeder neuen Sprachbildung, die etwa durch eine Ausdehnung des Gedanken= und Gefühlkreises nothwendig würde.

In den aus fremden Ursprachen zusammengesetzten Mischungen hingegen, wie z. B. im Französischen, muß man nicht nur ein gelehrter Grammatiker in Bezug auf eine alte, längst ausgestorbene Sprache, sondern auch ein sinnvoller Philolog in derselben Rücksicht seyn, um sich

*) S. Fichte's Reden an die deutsche Nation.

klar und deutlich den ächten Sinn eines Wortes anzugeben, das in der eigenen Mutterzunge eine oft vorkommende, Vieles entscheidende Bedeutung an sich trägt. Und natürlich: der Fremde, welcher aus einer solchen novantiken Sprache solch ein Wort zu sich herüberschleppt, hat doppelte Mühe und Noth damit, und man dürfte wohl hinzusetzen: verdientermaßen. Daß namentlich bis auf die jetzige Zeit die französische Sprache ihre ambition besser auf den rechten Fleck zu stellen versteht, als wir unsere Ambition, beweist folgende Anekdote aus den Memoiren der Frau von Laroche-Jaquelin über den Vendeekrieg:

Es war im Februar 1792, in Mitten der dumpf herandrängenden Gewitterschwüle aller Gräuel der Revolution, als Herr von Lescure, ein junger französischer Edelmann, im Begriff stand, sich zu den Ausgewanderten zu begeben, desgleichen seine neuverehelichte Gattin Victorine von Donnissan, dieselbe, welcher wir späterhin als Frau von Laroche-Jaquelin die erwähnten Memoiren verdanken. Ich widme diesem Werke schon seit Jahren ein angestrengtes Studium, und hoffe, dereinst ein Werk darüber zu schreiben, bis jetzt noch immer durch Kränklichkeit

und andere Hinderungen von einer mir so höchst wichtigen Arbeit zurückgehalten. Unser verewigter Preußenfeldherr Bulow wußte den Werth jener Memoiren und ihrer Verfasserin dergestalt zu schätzen, daß er dieser an der Spitze seines dazu vereinten Offizier-Corps ein kostbares Ehrengeschenk zusandte. — Sollte etwa Jemand meinen, das Alles gehöre nicht eben hieher, so meine ich das Gegentheil, indem es immer gut ist, auf's bestimmteste zu wissen, von wem geredet wird, namentlich aber, wo es die Bürger eines so unglücklich zerrissenen, und durch Gräuel aller Art zweideutig gewordnen Landes gilt, als es das ehemals schöne Frankreich in dem gegenwärtigen Augenblick vor dem Angesichte der ganzen Welt geworden ist. — Weiter nun in unserer Anekdote:

Die Königin Maria Antoinette von Frankreich sah mit dem ihr eignen klaren Blick, wohin das endlich führen müsse, wenn alle treugesinnte Vertheidiger des Thrones hinauszögen in fremdes Land, zu ungewisser, dem ganzen Volke verhaßter Wiederkehr, welche auch im günstigsten Falle mehr den Charakter der Rache, als der Rettung an sich tragen müsse. Bestrebt daher,

die Bessern von einer so zersplitternden Abenteuerfahrt abzuhalten, fragte sie auch Victorine von Lescure, als sie kurz vor der festgesetzten Abreise ihr aufwartete, ob sie und ihr Mann nicht auch zu emigriren gedächte? — (Das Wort Emigriren mag wohl als eine Art von Kunstausdruck für die Geschichte jener Zeit beibehalten werden). — Frau von Lescure, wohl schon durch frühere Andeutungen der Königin zu der Ahnung eines anderweitigen Berufs aufgeregt, erwiederte, allerdings gedenke Herr von Lescure auszuwandern; doch sey er bereit, in Paris zu bleiben, wenn er der Sache des Königs dadurch nützen könne. Die Königin sann einige Augenblicke nach; dann sprach sie mit ernstem Ton: „c'est un bon sujet; il n'a pas d'ambition; qu'il reste.“ Zu Deutsch: „er ist ein treuer Unterthan; er hat keinen Ehrgeiz (Ambition); gut, wenn er bleibt.“ —

Nun wäre der Lobspruch: „er hat keine Ambition,“ für unser Einen — vorzüglich in den letzten dreißig Jahren des vorigen Jahrhunderts — ein so gar seltsamer gewesen, und ganz insbesondere aus dem Munde einer verehrten Köni-

gin, daß manch Einer darüber hätte in Versuchung gerathen können, sich todtzuschießen.

Herr von Lescure aber schoß sich nicht todt; er dachte auch an dergleichen gar nicht, sondern wußte recht gut, was seine Königin mit dem Ausspruch gemeint hatte: „il n'a pas d'ambition.“ Das hieß nämlich: „er geizt nicht nach der Ehre, denn er ist ihrer gewiß, und deshalb braucht er nicht ängstlich an sich zu denken, sondern kann jedwedes ehrbare Opfer bringen, wo es gilt.“ —

Und das hat denn auch der brave Lescure reichlich gethan.

Nicht erwähne ich in dieser Hinsicht seines kühnen Entschlusses, an der Spitze seiner Bauern aufzutreten zum ehrbaren Streite für Religion und König, nicht der heißen Schlachtentage, die folgten, nicht des blutigen, schweren Endes, das er starb. Dergleichen hätte auch — und hat sogar vielleicht — manch ein entschloss'ner Ehrgeiziger ausgerichtet. Aber daß Lescure in Paris blieb, während Emigrant auf Emigrant, den Prinzen nach, über die Gränzen zog, daß er es in schmerzvoller Entsagung litt, seinen Ruf angegriffen zu sehen durch die Schwätzereien und

Prahlereien von Leuten, welche die entgegengesetzte Partei ergriffen hatten, und die er wohl schon zum Theile damals tief unter sich ahnen mochte, — denn ächter und falscher Muth pflegen einander sogar unbewußt, wie entgegengesetzte magnetische Pole abzustoßen, — daß er bei alledem ruhig blieb, ja sogar im Aeußern ruhig, und als ein treuer, frommbewachender Löwe, mit sanften Sitten, aber mit immer kühn und klug umherspähenden Augen vor seines Königs Throne Wache hielt, — das war es, wodurch er unnachahmlich schön bewährte, die Königin habe recht geurtheilt in den Worten: „c'est un bon sujet; il n'a pas d'ambition; qu'il reste.“

Und solch eine nichtige Ambition, als die, von welcher hier die Rede war, — die wollen wir verachten, bekämpfen, — vertreiben selbst, wenn es seyn kann, und zu allererst vertreiben aus unsrer alten, ehrenfesten Sprache, die, was sie in ihrem Schatze bewahrt, rund und deutlich herauszusprechen pflegt, und daher einzig und allein durch fremde Wechselbälge verwirrt werden kann in der Darstellung ihrer Jahrhunderte tief und wurzelstark begründeten Wahrheit und Kraft.

Aber hegen und pflegen in tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit laßt uns unsere gute alte Mutter Ehre! Sie, die uns lehrt, nicht allein Gut und Blut und Leben zu opfern, wo sie den rechten, unabweichlich geraden Weg vor uns aufthut, sondern auch, wenn es seyn muß, für eben diese Bahn das Gerede der Menge zu verachten, nur dem höchsten, frommsten Gebote folgend, und das Götzenkalb Ambition freudiglich zu Pulver zu verbrennen, im begeisternden Gefühl: es geschehe der Wille des alleinigen Herrn!

3.

Des alten Schimmels letzte Stunde, und einige Gedanken darüber.

Das Geschichtlein, welches ich hier aufzeichnen will, ist ausnehmend einfach; für manch Einen wohl nicht viel besser, als gar nichts, aber es ist grundwahr, und hat mich in tiefster Seele gerührt. Auch läßt sich allerhand Hübsches dabei denken und muthmaßen, und so mag es denn hier ein Plätzchen finden für Gleichgestimmte.

Ein edler Rittersmann hatte einen edlen Schimmel; der hatte ihn oftmalen getragen bei Kriegsübungen, Schlittenfahrten und schnellen Liebesritten, und wie nun der Herr sich in eine beglückte ländliche Einsamkeit zurückzog, nahm er das schöne Thier mit sich und pflegte sein, da es zu keinem Dienste mehr fähig war. — Eines schönen Tages geht der Herr auf die Hutung spazieren, wo der Schimmel graste. Da nimmt ihn das nun schon sehr alt gewordene Thier ganz von weiten wahr, läßt von dem würzigen Grase

ab, und trabt, so gut es gehen will, auf seinen Ritter zu. Der merkt, wie sauer es dem lieben Thiere wird, und geht ihm also halben Weg's entgegen. Da freut der alte Schimmel sich so sehr zu ihm, legt ihm den Kopf auf die Schulter, und liebkost ihm, und kann des Schmeichelns heute gar kein Ende finden. — Kaum ist der Herr wieder in sein Haus zurückgekehrt, so kommt ihm die Meldung nach: „eben ist der alte Schimmel umgefallen und liegt todt im Grase.“ —

Wie ich die kleine Begebenheit aufschreibe, werden mir wieder die Augen dabei feucht, und überhaupt so oft ich daran denke. Streift es nicht ein wenig an Roß Bayard in der Geschichte von den Heimonskindern? Nur daß Gottlob! hier ein freundlicher, dankbarer Herr mitspielt, nicht ein so diplomatischer Opferpriester, als dorten der Reinald erscheint, und alle seine schönen Heldenthaten damit verdirbt, daß er sein liebes, getreues Roß ertränken läßt, um dem Kaiser seinen Willen zu thun, und Frieden zu bekommen. Beiläufig gesagt: ein alter, spanischer Ritterroman läßt den Reynaldos seine Undankbarkeit folgendermaßen empfinden:

„Das edle Roß Bayard war nicht untergegangen in der Fluth, sondern hatte Mühlsteine und allen Plunder von sich geworfen, und war zürnend von dannen gelaufen in die Wildniß. Niemand wußte, was aus ihm geworden war. Da tritt einstmalen Reynaldos, die mannigfachen Unthaten seines wilden Lebens zu sühnen, eine Pilgerfahrt an. Und wie er nun tief hineinkommt in die Einöde — verherte Thiere und böse Geister und ihnen ergebene Menschen, und Ungethüme aller Art sind ihm schon sinnverwirrend begegnet, aber nichts hat ihm das stolze Herz erschüttert in seiner tapfern Brust, — da sieht er auf einmal ein herrliches Roß hin und wieder laufen, und bildet sich auch zu Anfang ein, das sey nur eben so ein phantastisches Ding; aber deutlicher und immer deutlicher erkennt er Roß Bayard, sein liebes, altes, zu tausend rühmlichen Thaten vordem bei ihm ausgeharrtes Roß, und ruft es mit schmeichelnden Worten an, und fühlt so recht seine ganze Seele in Liebe und Sehnsucht und in Reue bewegt. Roß Bayard hört auch auf ihn, kommt freundlich, wie sonst, herangetrabt, und legt ihm sanft schmeichelnd den Kopf auf die Schulter.

Aber indem Reynaldos sich nun einbildet, das edle Thier gehöre wieder ihm, schon seiner häßlichen Schuld beinahe gänzlich vergißt, ja wohl gar Anstalten zum Aufsitzen macht, — da plötzlich wird Roß Bayard durchdrungen von der abscheulichen Erinnerung. Zürnend reißt es sich los, wüthend haut und beißt es nach dem verrätherischen Herrn und rennt in die weite, endlose Zauberwüste davon, und keines Menschen Auge hat es jemalen wieder erblickt. Verzaubert und unerreichbar soll es noch umherlaufen bis auf den heutigen Tag."

Man sieht, es ist gerade die entgegengesetzte Geschichte von der des guten Schimmels; aber daß beide aus gleichem Grunde das Gefühl treffen, ist dennoch zuverlässig wahr.

Die Wurzel: die innig wehmüthige Thierliebe in uns, und wieder zu uns die seltsamlich treue Liebe der Thierwelt, — deutet das nicht noch weiter, nicht auch noch auf unser Jenseit hinaus? Denn was uns so recht im Innersten anfaßt, das begnügt sich wahrlich nicht mit den Paar Schritten zwischen Wiege und Grab; das faßt den ganzen Menschen, oder besser gesprochen: den *ewigen* Menschen an.

Dagegen ist Vieles eingewendet worden; zum Theil auch wohl Sinnreiches und Wahres. So z. B. pflegte der selige Hülsen zu sagen: „wenn der Hund mich ordentlich verstände, würde er ja wohl auch gelegentlich einmal sprechen: guten Tag, Herr Bruder!"

Ganz recht; aber es beweist doch nur eben, daß der Hund kein Mensch ist, und weiter reichen solche Einwendungen überhaupt nicht, und das Widerspiel hat am Ende vermuthlich noch Niemand behaupten wollen. Selbst wohl die nicht, die von einer Art Perfectibilität der Thiere träumen, in's Unendliche hinaus; selbst nicht die Anhänger der Seelenwanderung, denn da bleibt der thierische Köper doch nur ein Mittel, ein ziemlich dumpfes, an sich gleichgültiges Werkzeug; — kurz, auch die seltsamste und kühnste Schwärmerei hat immer einen unüberspringlichen Abgrund anerkannt und festgehalten zwischen Mensch und Thier. Also mit jenem „Herr Bruder sagen" des Hundes hat es so leicht eben nichts auf sich.

Aber mehr, als: „gib mir zu fressen," oder vielmehr ganz etwas Anderes sagt wahrhaftig ein freundlicher Hund oder ein edeltreues

Roß doch auch. Sie sagen bisweilen etwas, das Thränen aus unsern Augen lockt. Und die Thränen sind Wegweiser nach einer andern Welt hinüber, auch die Schmerzens- und Wehmuthsthränen, weil sie erst dort sollen ganz getrocknet werden. Und ein Geschöpf, das uns Thränen der Wehmuth hervorriefe mit seiner Liebe und Treue, hätte in dem Jenseit gar nichts mehr zu schaffen? Oder erschiene — wie ein sonst überaus herrlicher Theosoph meinte — dort nur als eine bloße Figur? Ohne eignes Leben und Bewußtseyn? —

Ich kann es nicht glauben. Und erfreulicherweise ist mit diesem Gefühl der biblische Ausspruch in Uebereinstimmung: „die Creatur sehnt sich, der Eitelkeit los zu werden.“ Da mag nun dieses Sehnen so unbewußt seyn, als man nur behaupten will und kann, so ist es doch ganz gewiß kein Sehnen nach Vernichtung, denn diese beiden Worte zusammengestellt, bilden den absolutesten Widerspruch, der wohl irgend ersonnen werden mag.

Ich glaube also keinesweges die Hoffnung aufgeben zu dürfen, jener ehrliche Schimmel, von dessen Abschied und Todesfall wir ausgingen,

werde dereinst seinem guten Herrn auf einer andern Wiese von neuem entgegen springen, auf einer Wiese, wo es so herrlich zugehen wird, daß wir ihrer nur mit den Schauern der süßesten, aber auch zugleich ernsthaftesten Entzückung zu gedenken vermögen.

4

Andeutungen.

Mein Kind kam einstmalen — als ein ganz kleines Mädchen noch — zu mir gelaufen, und klagte mir, eine Wespe habe es gestochen. — „Und" — setzte sie hinzu, während die schon gestillten Thränen ihr auf's neue in die Augen traten — „und ich hatte ja der bösen Wespe gar nichts gethan. Ich spielte ja nur ganz still an ihrem Baume!"

Auch in mein Auge trat eine Thräne über diese Klage der verletzten Unschuld, eine wehvollere Thräne, als sie mein Kind vor der Hand noch zu weinen vermochte. —

Und, lieber Leser, wenn Du etwa einmal im Begriff stehst, eine Kriegserklärung ausfertigen zu lassen, oder einen Prozeß anzufangen, oder eine beißige Kritik zu schreiben, — vor Gott ist Alles klein und Alles groß, — möchtest Du dann der einfach rührenden Klage gedenken:

„Und ich hatte ja der bösen Wespe gar nichts gethan! Ich spielte nur ganz still an ihrem Baume!“

Wenn es Dir begegnet, — und wem in diesem unvollkommnen Leben begegnete nicht so was einmal! — von recht innig geliebten Menschen durch und durch verletzt zu werden, so recht in Deinem tiefsten, eigenthümlichsten Seyn verletzt, und Du nun dastehst und fragst: „o Gott, was ist es denn mit diesem Leben, und wo soll ich die Freude noch irgend diesseit finden!“ — dann denke Dir nur den geliebten Gegner für einen Augenblick als gefährlich krank, und Du wirst gewiß aus voller freudiger Brust aufseufzen: „Gottlob, das theure Wesen ist ja nicht krank, sondern nur kränkend!“ — Und alle Dein Jammer trägt sich von da an leicht.

Zu den lächerlichsten Entschuldigungen in der Welt gehören die, welche mit: ich wollte anfangen; z. B. „ich wollte tanzen, und da fiel ich;“ — „ich wollte die Dame begrüßen, und

stieß ihr die Tasse aus der Hand;" — und was es solcher unerwarteten Ausgänge mehr gibt. Denn da tritt uns eine lächerliche Seite des ganzen Erdenlebens vor die Augen: der Contrast der Entwürfe und des Erfolges, — des Bildes, das wir von uns selbst vor unserer Phantasie entwarfen, und des sichtbargewordenen vor dem Auge der wirklichen Welt. Dazu kommt noch, daß jenes: „ich wollte" eine Art von alberner Entschuldigung enthält, die vorauszusetzen scheint, der Andere könne sich einbilden, man habe wirklich fallen wollen, wirklich der Dame die Tasse aus der Hand schlagen u. s. w., und man habe erst nöthig, ihn darüber zu rectifiziren. — Ich weiß nicht, ob ich es Andern deutlich genug zu machen im Stande bin, aber in mir wohnt über ein solches: „Ich wollte" ein Vorrath zum Gelächter, mit dem ich stundenlang ausreichen könnte, und allenfalls gar wider meinen Willen auch müßte. —

Aber es gibt noch ein anderes: Ich wollte! ein himmelweit von jenem verschiedenes! — „Ich wollte ihm freundlich guten Tag sagen, und er fuhr mich so mürrisch an!" — „Ich wollte ihm was Schönes bringen, und er riß es mir

aus der Hand, und warf es fort!“ — „Ich wollte“ — o genug von diesem: „Ich wollte!“ das man am öftersten wohl von weinenden Kindern hört, und das mir die Seele noch unwiderstehlicher mit Thränen füllt, als jenes: „Ich wollte“ mit Gelächter.

Liegt nicht in diesem: „Ich wollte“ die rührendste Klage über das verlorne Paradies? — Möge ich das Erste noch tausend Mal in meinem Leben aussprechen, und meinethalben recht herzlich, aber arglos dabei ausgelacht werden, und über mich selber lachen! — Möge das Zweite nun und nimmer durch mich über eine menschliche Lippe gepreßt werden, und wo es etwa schon geschehen ist, verzeihe mir der liebe Gott, und weise mir die Gelegenheit zum Wiedergutmachen noch auf der diesseitigen Hälfte meines Lebens an!

5.

Ein Gespräch über das Theater und über noch Vieles.

Moorwald ein junger, glühender Dichter, kam ganz entzückt aus einer Darstellung der Jungfrau von Orleans. Der Abend sah recht sommerlich mild vom kaum erst dunkelnden Himmel herab, nur im leichten, beinah verdämmernden Umriß schwebte der Vollmond zwischen duftigen Gewölben; Alles war so hell und klar, als hätten sich einige Strahlen der bereits untergegangenen Sonne noch auf der Erde verspätet, und trieben nun ein heimlich glanzloses, aber desto anmuthiger und zarter beleuchtendes Spiel. Auch die große Stadt ringsumher summte so leise und friedlich in ihrem Treiben hin und wieder, daß manch Einer gerade daran seine ganz absonderliche, wohl keinesweges unpoetische Lust hätte finden mögen. Aber dem jungen Poeten Moorwald war heute Alles, was sich nicht unmittelbar im Kreise der Jungfrau

von Orleans bewegte, nur Staub und dumpfes Gerüll und störender Wust. Er befand sich in jener schönen Einseitigkeit befangen, die fast immer auf eine etwas herbe Manier von dem Menschen Besitz nehmen muß, bevor er seine gehörige Freude an der vielseitigen Welt und ihren endlos mannigfachen Gestaltungen zu gewinnen vermag. Er streifte deshalb ordentlich verachtend an den Spatziergängern vorbei, die in recht anmuthigen Gruppen, bald elegant und glänzend, bald einfach und bürgerlich, mitunter auch wohl jugendlich lärmend und lachend, in der spätern Abendstunde zum Thor hereingezogen kamen, Jedweder seinem stillen Abendkreise wieder zu. Die Bilder hiervon pflegte sich wohl Moorwald sonst gern mit liebevoller Behaglichkeit auszumalen, aber heute hatten ja alle diese Leute die Jungfrau von Orleans nicht gesehen, nicht sie gesehen in dem idyllischen Haine vor ihres Vaters Hause, nicht in der donnernden, durch den Brand des fernen Lagers magisch beleuchteten Feldschlacht, oder in dem Saale zu Rheims, von wo man hinunterblickt auf die edelalte, befreite Krönungsstadt, nicht auch in dem glänzenden, ach nur der Jungfrau allein Todestrauer berei=

tenden Krönungszuge, nicht in dem romantisch-festen Thurme, wo das Gebet ihre Ketten sprengt, nicht endlich sie als Siegerin sterbend, verhüllt unter den feierlich gesenkten Fahnen, überstrahlt von den Lichtern der wundersam herabschwebenden Gewölke! — Nein, das Alles, das Alles hatten diese Leute nicht gesehen, und hätten es doch sehen können für einigen geringen Erdentand, welchen man Geld zu heißen pflegt, und den sie noch obenein in Kaffee, Chocolade, Wein oder gar Bier vertrunken haben mochten, oder vollends in höchst erbärmlichem Kuchen veressen! — Nein, es hätte für Entweihung gelten müssen, heute auch nur einen einzigen Blick auf sie zu richten, und das Auge wolkenan gestellt, ein Paar Straßenbuben beinah überrennend, stürmte Moorwald durchs Thor hinaus in's Freie hin, wo die Tannen und Rüstern und Linden im Abendwinde rauschten, und auf den umdunkelten Pfaden sich nur selten noch ein ernster, einsamer Spatziergänger blicken ließ. —

Von fern herüber leuchtete das silberklare Strombett durch die Zweige heran, und eben dorten beschloß Moorwald die Nachfeier seines heutigen Kunstgenosses zu halten, überzeugt,

die lärmende Menge seye nun schon längst von den sonst vielbesuchten Ufern verschwunden, und kein störendes: „ei, bon soir!" und: „woher noch so spät?" eines lästigen Bekannten stehe zu befürchten.

Wirklich glitt der Fluß im Abenddunkel unbeschrieen, und mit dem süßen Geplätscher der Uferwellchen zur Sprache kommend, seine friedliche Bahn dahin. Aber wie Moorwald eben ein grünes, ihm wegen seiner Aussicht liebgewordnes Bänkchen in einsamen Beschlag nehmen wollte, besetzten es, ohne seiner gewahr zu werden, dicht vor ihm zwei Personen, die er, sich lautlos auf eine Baumwurzel des schattigen Gehölzes niederlassend, um so geflissentlicher vermied, als es Bekannte waren, welche er wohl sonst freundlich und gern zu begrüßen pflegte, und ihnen daher nicht füglich, seiner heutigen Laune zu Liebe, hätte ausweichen dürfen.

Glücklicherweise fuhren sie, ohne ihn zu beachten, in einem früher angefangenen Gespräche eifrig fort.

„Wahrhaftig" — sagte der Eine von den Zweien, der Gerichtsrath Manhoff, eines verdienten Rufes als genialer Kritiker und humoristi-

scher Autor genießend, — „wahrhaftig mir ist es zuletzt vorgekommen, als wär' ich ein umstelltes Wild, das mit Decorationen zu Tode gequetscht werden sollte, oder mit flatternden Kleiderfahnen zu Schande gehetzt! — Ist es doch kein Wunder, daß die Jungfrau endlich selber unter den Panieren ihren Geist aushauchen muß! — Und da ist mir denn ausnehmend wohl zu Muthe, daß ich hieher gelangt bin, an den stillen, friedlichen Strom, in diese anmuthig kühlende Umschattung. Nur empfinde ich — ehrlich gestanden! — noch einige Bangigkeit, ob das Alles nicht wieder am Ende nur Dekorationen sind, — täuschend gut gemalte, wie sich das in hiesiger Residenz von selber versteht! — und ob nicht plötzlich — der verfluchte Pferdehirt da jenseits hat schon zwei bis drei Mal bedenklich gepfiffen! — auf ein wiederholtes Signal die Bäume sich aus den Wurzeln heben, der Strom sich aufrollt, der Abendhimmel emporhuscht, und wir plötzlich durch vorgeschobene Jurten und eine hinten herabfallende Schneegegend sammt schwerem, niederhangendem Wintergewölk nach Sibirien versetzt werden, um die seltsamen Thaten und Abenteuer des Grafen Benjowsky und der

schönen Fräulein Afanasja Nilof mit anzuschauen! — In Wahrheit, ich traue jetzt den Naturgegenständen noch weit minder, als Jean Jaques Rousseau in seiner trübseligsten Laune den Menschen. Soweit ist es durch die mannigfachen, sinnetäuschenden Verwandlungen unsers Nationaltheaters mit mir gekommen! — Ich sehe gar nicht ab, warum das Billard- und Kaffeehaus da gegenüber nicht eigentlich der Dom von Rheims seyn sollte. Ein gothisches Geländer hat der Balkon bereits, das Eine Fenster steht in freier, ordentlich romantischer Architektur bedeutend seitwärts, und die Weinspaliere kommen mir höchst verdächtig vor, als trügen sie es bereits im Sinn, sich zu alterthümlichen Spitzbogen perspektivisch in einander zu ranken!"

Moorwald bebte vor Ingrimm, die herrliche, ihn noch ganz durchglühende Darstellung des Schillerschen Meisterwerks auf diese Weise persifliren zu hören. Indeß wagte er sich um so minder aus seinem Versteck hervor, als jetzt ein Kellner ein Tischchen mit zwei Flaschen rheinischen Weines und zwei Gläsern vor die Sprechenden niedersetzte. Der joviale Gerichtsrath würde im

Entdeckungsfalle nicht abgelassen haben, bis der junge Dichter sein Gast auf noch eine dritte Flasche geworden wäre; beleidigen mochte und durfte ihn Moorwald nicht, und jetzt mit dem Spötter jener begeisternden Darstellung zu trinken, schien ihm so unmöglich, daß er sich wie eine Bildsäule still und beinahe athemlos im Gebüsche verhielt, umsonst nach der Möglichkeit eines sicher verhüllenden Rückzuges mit angestrengten Blicken umherspähend.

Der Gefährte des satyrischen Manhoff, der Professor Leopoldi, ein berühmter Philolog, hatte derweil die Gläser vollgeschenkt, und das seinige behaglich sinnend ausgenippt. — „Ich kann" — sagte er nach einigem Schweigen — „ich kann mich nun überhaupt einmal in das heutige Theatertreiben nicht finden. Früherhin gab ich mich selber mit dem Zeuge ab, und ich darf wohl sagen: mit einer liebevollen Innigkeit ging ich zu Werke. Mochte auch Unterschiedliches dabei den Leuten herbe vorkommen und stachlicht oder wohl gar feindselig, — mein ehrliches Bewußtseyn sagt mir, daß ich nur Einen Feind hatte: den Ungeschmack der Zeit. Ihm ging ich ohne alle Umschweife zu Leibe, mochte dabei zur Rechten

und zur Linken fallen, was nicht auf eignen Füßen festzustehen wußte. Im Grunde war ich den luftigen Bewohnern der Bühne von Herzen gut, aber wenn sie der heiligen Kunst zu nahe traten, — wie durfte ich noch da der Empfindlichkeit des Einzelnen schonen? So ward ich rüstiger Geißelschwinger denn eben denen verhaßt, auf deren Nutzen und Erhebung ich ausging, und die undankbare Arbeit ward meiner Seits auch mir verhaßt. Es vergehen jetzt Monate, ja vielleicht Jahre, ohne daß ich einen Fuß in unser vielberühmtes Theater setze. Heute haben Sie mich zu einer Ausnahme verleitet, und was ist mir zu Theil geworden? Statt der antiken Einfachheit, die immer nur auf das Wesentliche hinarbeitet, auf das, wodurch Leib und Seele einer Dichtung zusammengehalten wird, nur blendender, überreicher, auf jede Kleinigkeit verschwendeter, den Geist von der Hauptsache durchaus abziehender Putz, Schimmer und Flimmer! Heißt das den Dichter ehren, wenn man ihn und sein Werk unter einem Gewebe von Kränzen, Perlen und Goldstoff erstickt?"

„Erstickt!" — wiederholte nachdenklich Manhoff. — „Hm, — erstickt ist denn nun doch

heute Schiller nicht eben geworden. Wie sich denn überhaupt ein ächter Poet wider so etwas hinlänglich zu vertheidigen weiß! Vielmehr — offenherzig herausgesprochen — hätte er keinen glänzenden Krönungszug haben wollen, so hätte er ihn auch nicht ausführlich verzeichnet, und wo der Krönungszug leuchten sollte, durft auch gewiß das übrige Schauspiel nicht im Halbdunkel alter Kleider und verrotteter Dekorationen abgespielt werden."

„Wie denn?" — fragte Leopoldi, und setzte lächelnd, seinen Gefährten mit scharfen Blicken durchblitzend, das schon gehobene Glas nieder; — „wie denn? Das war also nur eins von den humoristischen Kunststückchen, welches Sie in Ihren Werken zuweilen mit irgend einer skurrilen Person darin treiben, zuweilen auch wohl gar mit dem Leser selbst? — Sie warfen eine Meinung nur so hin, um mich auf irgend ein Steckenpferd zu vexiren, und sich dann plötzlich auf das gegenüberstehende zu schwingen, in Hoffnung mich Ueberraschten desto leichter aus dem Sattel zu turnieren oder zu turnen?"

„Nein;" — erwiederte nach einigem Schweigen Mannhoff; — „nein, wahrhaftig, für dies-

mal hatte ich nicht das mindeste Neckische oder Koboldhafte im Sinn. Vielmehr hat mich selber ganz unversehens ein wunderlicher Kobold bei'm Schopf erwischt, daß ich ohne Absicht beinahe das Widerspiel meines ersten Satzes behauptete. — Beinahe, sagte ich; — aber eigentlich hätte ich sagen sollen: nur scheinbar. Denn ob sich auch wirklich der Geist des edlen Schiller heute gewaltiglich gegen das Ueberglänzt- und Ueberstimmtwerden vertheidigte, und oben blieb, allen Staatskleidern und Harnischen und Pallästen und Trommeln und Trompeten zum Trotz, so folgt doch daraus noch keinesweges, daß man wohlgethan habe, ihm die Arbeit so schwer zu machen, und daß nicht ein minder starker Genius wirklich erlegen wäre unter all der erdrückenden Pracht."

In diesem Augenblick toste eine Menge halb jubelnder, halb zankender Knaben vorbei, so daß vor ihrem Lärm das verständige Gespräch einstweilen verstummen mußte. — „Nein!" rief der eine Junge trotzig aus; „nein! und wenn Ihr Euch auch allzumal wider mich setzt, so gebe ich dennoch meinen schönen, blanken Stahlbolzen zu solchem albernen Zeuge nicht her! Was? Ihn auf Peters miserable Armbrust legen, die ihn

mit der halbaufgetrieselten Sehne kaum drei Schritte weit forttreiben kann, und mir ihn wohl gar in's Gebüsch hineinpfuscht, daß kein Mensch mehr weiß, wo er geblieben ist? Pfui doch! Es sähe schon häßlich aus, wenn der schöne, blinkende Bolzen auf dem abgetragenen Dinge läge! Sucht Euch faules Holz aus zu Euern jämmerlichen Späßen! Mein Bolzen bleibt für diesmal davon, und bleibt mein!" — Peter ward über die despektirliche Art, mit welcher von seiner Armbrust gesprochen ward, böse, und die Sache schien zum Treffen gedeihen zu sollen. Da sprang ein Knabe mit einer blanken, herrlichen Armbrust dazwischen, und sprach: zankt Euch doch nicht! Wenn der neue Stahlbolzen durchaus heute noch einmal fliegen soll, so legt ihn hier auf mein Gewehr. Deins, Peter, wär' am Ende vor der Anstrengung noch gar zerbrochen, und Du hättest nur Schaden und Aerger davon; der Bolzen ist etwas schwer. Aber wie ihn meine Armbrust schnellen soll, — hoch in die Luft, daß alle Welt sehen kann, wo er geblieben ist! — Willst Du Deine Waffe drauf legen, Fritze?"—Fritze willigte mit Freuden ein. Der Bolzen schnellte lichtblitzend im

schönen Schwunge durch die Lüfte dahin, und die Knaben brausten im lustigen Gewimmel ihm nach, um ihn von der Stelle, wo er in den Boden niedergesaust war, wieder aufzunehmen.

„Das war eine etwas spitzfündige Kritiker-schwadron!" sagte der Gerichtsrath lächelnd, als die wilde Jagd, von hinnen gebraust, dem ruhigen Gespräche wieder Raum gab. „Schien es doch, als wollten sie uns zu verstehen geben: je schöner und kräftiger der Bolzen, je schöner und kräftiger müsse auch die Zurüstung seyn, wenn er mit seinem Schwunge die Augen gehörig ergötzen solle; faules Holz dagegen könne immerhin durch aufgetrieselten Bindfaden fortgeschnellt werden; kurz, es heiße auch hier billig: Gleiches mit Gleichem!"

„Hm! Ja!" — sagte Leopoldi. — „Man könnte es in der That ungefähr so übersetzen, ohne dem Grundtext die mindeste Gewalt anzuthun. Aber den aufgetrieselten Bindfaden — aufgetrieselt, mit Erlaubniß zu bemerken, ist ohnehin eine Art von brandenburgischem Provinzialismus!" —

„Dessen Bedeutung ich aber auf keine bessere Weise zu geben weiß," fiel Manhoff ein, „wo

von einer locker gewordnen, sich auseinander rollenden Schnur die Rede ist."

„Nun dann, es bleibe dabei!" sagte Leopoldi. „Der aufgetrieselte Bindfaden paßt dennoch nicht als Gleichniß wider unsre Theaterangriffe. Stark, fest, gediegen soll das ganze Wesen seyn oder vielmehr werden, nicht aber mit unnöthiger Buntfärberei aufgeputzt. Sehen Sie, wenn ich an das altgriechische Theater gedenke, und vergleiche das unsrige damit, — da wird mir im Herzen weh und krank."

„Mir auch, Herr Vetter! Mir wahrhaftig auch!" sagte eine hagere, bleiche Mannsgestalt, in einen grauen, etwas abgetragenen Mantel gewickelt, die unversehens herangeschlichen war, und mit einem freundlichen Händedruck neben Leopoldi auf dem Bänkchen Platz nahm. Dieser grüßte den Ankömmling auf eine etwas verlegen freundliche Weise, und flüsterte gleich darauf in Manhoffs Ohr: „mein armer kränklicher Vetter und Hausgenoß, — Pflegling, darf ich wohl sagen. Er hat es sonst nicht an der Art, auszugehen, — ich weiß nicht, wie gerade heute." —

„Ich verstehe;" entgegnete der Gerichtsrath leise. „Ich habe schon von dem armen Manne

gehört. Eine frühe unglückliche Liebe — allzu angestrengtes Studiren" —

„Ganz recht;" sagte der Professor. „Achten Sie darum nicht zu kritisch auf das, was er etwa sprechen wird. Er verdient Schonung und Geduld."

Manhoff konnte sich — des gutmüthigen Mitgefühls, das in ihm aufstieg, unerachtet — nicht wohl einer kleinen Freude über die seltsame Vermehrung der Gesellschaft erwehren. Er studirte den Wahnsinn gar zu gern nach lebendigen Exemplaren. Moorwald indessen murrte und seufzte in seinem unfreiwilligen Versteck: „o Himmel, und das Alles soll mir nun eine Nachfeier der Jungfrau von Orleans seyn!"

Der arme, verstörte Vetter, den ihm freundlich angebotenen Wein mit ängstlicher Scheue zurückweisend, sagte nach einer verlegenen Pause:

„Ja, was mich eigentlich vorhin herangezogen hat, Vetter Professor, das war auch nichts weniger als der Wein; das waren vielmehr Ihre goldnen Worte über das Theater. Wenn Sie an das altgriechische Theater denken, sprachen Sie, — o, ich habe kein so jämmerlich kurzes

kurzes Gedächtniß, als die Leute sich's einzubilden belieben, — ja, — wenn Sie an das altgriechische Theater dächten, im Vergleich zu dem unsrigen, da würde Ihnen übel und weh. Ei, Vetter, so wird mir es wahrhaftig ja auch! Ich weiß wohl recht gut, wie es mit unsern Komödien und Tragödien aussieht. Da hinten im Wolfsgäßlein, — ich ging noch heute vorbei." —

„Lieber Vetter," — unterbrach ihn Leopoldi berichtigend, — „im Wolfsgäßlein gab es vor sieben und dreißig Jahren ein Theater, aber das ist nun seitdem vollkommen eigegangen."

„Eingegangen!" rief der Vetter mit Heftigkeit aus. „Eingegangen! Das ist es ja eben, was ich behaupte. Eingegangen und untergegangen in dieser neuern Zeit ist alle Herrlichkeit und Pracht. Was? Soll mir das ein Schauspiel seyn im Wolfsgäßlein? Eins, wo man was schauen kann? Heute, wie ich vorbeiging, war es nun ganz absolut finster darin, aber auch schon früher: was wollten die Paar jämmerlichen Lampen! Theater! — Sie wissen so gut, als ich, Herr Vetter, daß die Benennung Theater eben so wohl von der Idee des Schauens

abgeleitet ist, als unsere Benennung: Schauspiel! Und dazu ladet man eine ganze Residenz voll geschmackreicher Leute in's Wolfsgäßlein, in ein jämmerliches, hölzernes Barackending von Haus! Reitställe, — o ja, die sind massiv, die sind prachtvoll und kunstreich erbaut! — Aber die Musen, — die können in Lehmhütten wohnen zu unsers vornehmthuenden Jahrhunderts Schmach und Schande!" —

„Lieber Herr Vetter," sagte Leopoldi etwas kleinlaut, „Ihre Deklamationsübung ist sehr veraltet, und paßt auf unsere Zeiten gar nicht mehr."

„Was da veraltet! Was unsere Zeiten!" rief der Vetter in immer wachsender Begeisterung aus. „Ich kehre mich an unsre Zeiten nicht. Ein Theater der alten herrlichen Hellas thut sich vor meinen Blicken auf! Im Halbrund die übereinander emporsteigenden Sitze der Zuschauer umher, und ein ganzes Volk auf ihnen versammelt: nicht etwa, wie heut zu Tage, im trägen Halbschlummer nach vollbrachter Werkeltagsarbeit, und auch nur wieder eine Werkeltagsergötzung erwartend; nein! Alles im festlichen, leuchtenden Schmuck, die Vorsteher des Staates

herrlich obenan, die Gemüther gestimmt zu feierlichem Ernst, erwartend, was ihnen der hohe Gott der Leier und des Geschosses bescheeren möge! Wird es Euch nicht, als hörtet Ihr sein leises, tiefgewaltiges Wandeln und Wirken durch die Menge hin? Als töne bisweilen die Sehne des apollinischen Bogens von ahnungsvollen, vorbereitenden Klängen? Oder ist es eine Saite seiner Lyra selbst? — Feierlich wölbt sich der schöne, südliche Himmel über der Versammlung; aber sollte es ein Regenwölklein wagen, verdunkelnd oder sprühend heraufzuziehen, so sind die köstlichsten Teppiche schon bereit, an kluggespannten Purpurseilen heraufzurollen, und das schauende Volk zu behüten vor jeder Störung in seiner geweiheten Lust. Nichts ist ja zu kostbar, zu schön in den Landen, wo man die Kunst mit hinlänglichem Ernste liebt und verehrt, um die Hemmung ihrer göttlichen Genüsse zu verhüten. Daher auch — denn jetzt beginnt das Schauspiel seinen Gang! — daher auch alle Pracht als Dienerin des großen Tragödiengedankens erscheinend! Da sieht man keinen ärmlichen Flitterglanz, nur höchstens durch Lampengefunkel und andre Taschenspielereien zu augen-

blicklicher Täuschung erhoben! Nein! Aecht und gediegen ist Alles! Schon selbst die Kleider des Chores aus edlen Stoffen, der Chorführer würdig geschmückt, fast glänzender noch, als ein Vorsteher des Staates, in der Uebung seines Amtes, Einer, der ja freilich auch nur für das gemeine, äußerliche Wohl zu sorgen hat, da hingegen dieser den Reigen leitet der ewig jungen, göttlich blühenden, überirdisch leuchtenden Kunst! — Und es verstummt der Chor, und die Helden und Heldinnen selbst betreten die geheiligte Bühne. Durch den Kothurn zu übermenschlicher Größe erhöht, verdunkeln sie auch in ihres Aufzuges Pracht den Chor und seinen Choragen, wie die Sonne den Mond und die Sterne. Und meint Ihr denn, für solch eine göttliche Erscheinung dürfe gewöhnliches Menschenantlitz gnügen und gewöhnlicher Menschenrede Laut? — Nein! Nein! Die edelsten bildenden Künstler haben ihren Stolz darin gefunden, Larven zu gestalten, an aller Hoheit des verschwundenen Götterlebens reich! Larven, daraus die Heldenkraft des Herakles, die königliche Hoheit des Agamemnon, der Klytämnestra verbrecherisch göttlicher Trotz, des Eteokles ver-

hängnißvolle Todesverachtung, oder der olympusbefehdende Muth des Prometheus, — daraus das Alles, das Alles uns anstrahlt mit ewiggeltenden Zügen. Und Sprachröhre sind in den Larven angebracht, daß die Rede daraus hervorringt mit wohltönendem, alle Herzen erschütterndem Donnerlaut! — Ja, dort rollt auf dem goldblitzenden Wagen Agamemnon heran, heimkehrend von Ilions Fall, Kassandra an seiner Seite, der königliche Wagen selbst ein Kunstwerk, mehr werth, als hundert Eurer leinwandenen Coulissen zu hundert und funfzig Trauerspielen, — aber nein! Ach wehe, nein! Ich habe mich geirrt. — Ich habe mich schmählich geirrt! Es ist ja nur ein heimkehrendes Fuhrwerk, zu Hause schleppend bestäubte Menschen von staubiger, jämmerlich wohlfeiler Lust! — O ja, nun kommt die volle Besinnung mir wieder! Nun weiß ich's recht gut: ich sitze vor keinem griechischen Theater. In ein bürgerlich modernes Leben sehe ich hinein, und Eure moderne Theater sind noch wohlfeiler, noch bürgerlicher, als Euer Leben selbst, — o laßt mich! O laßt mich! Und sagt mir nicht, Ihr liebtet die heilige Kunst! Sagt mir nicht, Ihr kennutet Sie

nur, Ihr hättet die leiseste, entfernteste Ahnung nur von ihrer hochgewaltigen, Leib und Seele beflügelnden, in Licht und Gluth uns verzehrenden Göttergewalt, wenn Ihr sie nicht ausschmükken wollt, nicht gern und freudig ausschmücken wollt mit allem dem herrlichen Pomp, der ihrem Siegeszuge gebührt, bis Eure Säle zusammendunkeln gegen die Pracht ihrer olympischen Feste, bis Aeschylos selbst — o Aeschylos, Du königlicher Dichter! gebietender Erfinder der Bühnenpracht Du! Sie ziehen hier kläglich, in jämmerlichen Ersparnissen an Thespis ärmlichem Karrn! O Bakchos! O Aeschylos! Euch nach im Taumel des Sieges, der thronenüberstrahlenden Pracht durch den laubigen, schimmernden, mondvergoldeten Hain!"

Er sprang auf, und stürzte sich, halb rufend, halb singend, in die Waldung. Sein grauer Mantel wehte in seltsamen Schwingungen um ihn her, wie ein magisch priesterliches Gewand, und so tauchte er unter in das Blättergemisch, und nur aus einzelnen griechischen Ausrufungen, wie sie vermuthlich kein andrer verspäteter Lustwandler ausstieß, konnte man abnehmen, daß er seinen Weg wieder in gerader Richtung nach

dem Stadtthore hinlenkte. — Leopoldi und Manhoff sahen sich eine Zeitlang schweigend und etwas verwundert an. —

„Ich befürchte,“ — sagte endlich Manhoff — „ich befürchte in der That, er hat nicht so ganz Unrecht mit seiner griechischen Bühnenpracht, und also mit seiner ganzen wunderlichen Antistrophe zu unsrem vorigen Gesang. Was meinen Sie dazu, werthester Herr Professor?“

„Ich?“ — antwortete Jener zerstreut, und achtsam in die Ferne horchend. — „Ich?“ Nun, nun, ich hoffe zuversichtlich, er ist ohne weitern Unfug nach der Stadt zurückgelaufen und in mein Quartier, wo gewiß meine alte Haushälterin bereits sorgsam auf ihn wartet. Nachlaufen hülfe ja nichts, lieber Herr Gerichtsrath; dazu ist er zu schnell, und die mindeste Spur von dergleichen reizt den Unglücklichen zu einer recht häßlichen Wildheit auf. Aber er pflegt sonst immer still und friedlich wieder zu Hause zu gehen; nach solchen kühnen Sprach-Ergüssen immer gerade am friedlichsten! Und der Richtung zufolge, die mir seine Stimme angab, hat er es heute eben auf dieselbe Manier gemacht. —

Seyn Sie unbesorgt, lieber Herr Gerichtsrath. Sie sehen ja, daß ich selber ruhig bin."

„Ei nun," sagte Manhoff lächelnd, „mit Ihrer Ruhe geht es wohl noch an. Ihre Seele, man sieht es, ist noch immer weit mehr bei dem wunderlichen Vetter, als bei mir. — Ich dagegen bin, wie ich mit Wahrheit versichern kann, in gar keine sonderliche Alteration über sein Weglaufen gerathen. Er rannte ja nicht nach dem Wasser zu, sondern gerade nach dem Thore, — wär' es nicht Ihr Herr Vetter, so würd' ich mich unterfangen, wortspielend zu sprechen: ein Thor nach dem andern! und demzufolge: Gleich und Gleich gesellt sich gern!"

Der gute Leopoldi hörte nur mit höflichem Lächeln auf die jetzt unverstandenen Späße, und wäre in seiner treuen Besorglichkeit wohl doch noch hinter dem armen Vetter hergegangen, nur daß einige vorbeiziehende Studenten ihn beruhigten, der Flüchtling sey ihnen jetzt eben begegnet, und habe sich an einen ihrer Commilitonen gehangen, dem er mit besonderm Vertrauen ergeben sey, und der habe als ein braver Bursche versprochen, ihn sicher und ungefährdet nach des Professors Wohnung heimzubringen. Leo-

poldi dankte herzlich, und ließ sich nun wieder in behaglicher Ruhe auf die Fortsetzung des vorigen Gespräches mit dem Gerichtsrath ein.

„Unrecht freilich,“ — sagte er mit heiterm Lächeln — „Unrecht hat der Vetter im Grunde gar nicht mit seiner Schilderung von der griechischen Bühnenherrlichkeit. Ich selbst auch habe vor Zeiten — als unser Theater noch mehr ein ärmliches, denn ein prächtiges zu nennen war — ähnliche Dinge gesprochen, geschrieben und drukken lassen, und — wie ich verhoffe — bei ziemlich gutem Verstande. Sollte daraus — wenn wir uns recht ehrlich in unsre Seelen hineinfragen — sollte daraus nicht eben nur wieder einmal der alte Satz illustrirt werden: was man hat, das will man nicht?“ —

„Nun ja, es mag was daran seyn!“ erwiederte Manhoff mit einem satyrischen Zucken des Mundes, welches immer am deutlichsten hervorzutreten pflegte, wenn er sich selbst auf einem sogenannten fahlen Pferde ertappte, weil er gerade dann seiner Beobachtung am sichersten war, und überhaupt seinem Spaß mit vollkommen gutem Gewissen Zügel lassen konnte. Doch

sagte er nach einigem Bedenken etwas ernsthafter:

„Bevor wir uns unbedingt auslachen, — ich hatte es wirklich gut damit im Sinn, und mir zu dem Ende bereits meine ganze frühere Sehnsucht nach glänzenden Decorationen hervorgerufen, auch zugleich eine Art von Sonett, womit ich eine geliebte, ja vergötterte Schauspielerin, in einer Bretterbude als Donau = Nixe, oder vielmehr Nymphe, angesungen hatte im Kontrast zu den ärmlichen Umgebungen und ihr eine Anzahl von Flittergold und Schaumsilber und Versenkungen und Flugmaschinen herbeigewünscht! — Nebenbei gesagt, das Ding bekam mir schlecht, denn sie war zugleich die Directrice selbst, und wollte keinesweges gelobt seyn auf Kosten ihrer miserablen Anstalt, so daß ich von Stund' an aus dem Lattenkasten, Garderobe titulirt, auf ewige Zeiten verbannt ward! — Aber wirklich, wir dürfen uns noch keineswegs auslachen. Wenn Ihr pythisch begeisterter Herr Vetter vielleicht nicht so ganz Unrecht hatte in Bezug auf das antike Theater, so ist es doch mit der romantischen Bühne ein ganz anderes Ding. Erinnern Sie sich an den ärmlichen

Schauplatz, wo Shakespear's göttliche Dichtungen zum ersten Mal emporstiegen und die Zuschauer begeisterten, an den beschränkten Rund, wie er ihn selber nennt: sein hölzernes O" —

„O!" schrie es plötzlich nahebei, wie ein wildes, zorniges Echo, und in seinem Versteck nicht länger auszudauern vermögend, stürzte Moorwald zu den beiden staunenden Männern hervor. — „Ich habe gehorcht, meine Herrn!" rief er ganz verstört. „Horchen habe ich müssen! Ganz wider meinen Willen, und, Himmel, es ist mir schon lange ausnehmend schlecht bekommen! Aber nun das längst von mir befürchtete hölzerne O des Meisters wirklich angezogen kommt, — nein, da kann ich es nicht länger ertragen! Da muß ich heraus! Heraus, wie ein Wüthender auf ein verhaßtes Stichwort. Sagen Sie mir doch um's Himmels willen, wo steht denn das von dem berühmten hölzernen O? Der Chorus spricht es in Heinrich dem Fünften! Nicht wahr? — Aber, frage ich weiter, spricht er es denn als etwas Anmuthiges, Wünschenswerthes aus, werth darnach zu ringen mit Schweiß und Blut? Nein, müssen Sie selber mir antworten, nein, als etwas Betrübtes,

beinah Lächerliches führt er es an, als Etwas, das die Bestrebungen des Dichters dergestalt verstört, daß er nur geradehin die Zuschauer um Gnade bitten muß, nur sie anrufen muß: „Denkt Euch Das und Jenes, was nothwendig zur Sache gehört, selber hinzu, sonst weiß ich Euch und mir nicht zu helfen!“ — So lauten die Worte klar und offenbar, und immer muß ich dennoch das hölzerne O wieder vorschieben hören, als wär' es ein Hauptmittel, ja ordentlich etwas Nothwendiges, Unentbehrliches, einzig Klassisches für die Darstellung des romantischen Schauspiels! — Glauben Sie denn im Ernst, meine Herren, daß Shakespear es ungern gesehen haben würde, wenn seine Helden in schönen Harnischen, leuchtenden Prachtkleidern, von buntwallenden Federbüschen überweht, aufgetreten wären, ein angemessenes Gefolge hinter sich, ein lebendig dargestelltes Felsenthal, oder eine schöngeformte gothische Bogenhalle, oder ein mondbeleuchtetes Gebüsch um sich her? Antworten Sie mir nach Pflicht und Gewissen: läßt sich's denken, daß irgend ein Dichter, ein ächter unverschrobener, von Systemwuth unbefallener Dichter über dergleichen unzufrieden

würde? Antworten Sie mir, wenn ich bitten darf!"

„Bei uns Juristen" — sagte Manhoff, etwas bitter lächelnd — „bei uns Juristen besteht nun einmal der Brauch nicht, Aussagen auf Pflicht und Gewissen den Leuten so übereilt und stürmisch abzudringen, — oder abzuquetschen möcht' ich hier beinah sprechen. Ich ersuche daher um eine geziemende Frist für uns Beide."

„Ach was da geziemend!" rief der ungeduldige Jüngling dazwischen. „Könnt Ihr so keck und entscheidend von der Leber weg reden, wenn Ihr Euch allein glaubt, so bequem und zuversichtlich todtschlagend, was eine schöne, würdige Darstellung in edlen, poetischen Gemüthern aufblühen hieß, so könnt, so müßt Ihr auch sprechen, und zwar ohne kaltes Witzeln und Verhöhnen, wenn ein poetisches Gemüth Euch aufbeschwört um Euer Wie oder Warum!"

„Werthgeschätztes, hochverehrtes poetisches Gemüth," erwiederte Manhoff, „Dero Lavaströme zeugen weit mehr von ungemeiner Erhitzung, als ungemeiner poetischer Kraft. Und wenn ich nicht befürchten müßte, eines jähen

Todes vor dem Blitzen Ihrer angenehmen Augen zu sterben, so würde ich so frei seyn, hinzuzusetzen: ich hätte mir bisher eigentlich etwas Angenehmeres und Besseres von Hochdenenselben vorgestellt."

„Mag sich meinethalben Euresgleichen von mir vorstellen, was es will!" rief der überreizte Jüngling aus.

Manhoff sahe ihm kalt und gleichgültig in die Augen, aber auch scharf, als beobachte er irgend eine seltsame Naturerscheinung. Leopoldi dagegen stand auf, und faßte mit wehmüthigem Ernste des unartigen, sich schon zum Fortgehen abkehrenden Jünglings beide Hände.

„Lieber junger Freund," sagte er, „ich fühle es nur allzuschmerzhaft, wie Ihnen Morgen früh zu Muthe seyn wird, wenn Sie an den gegenwärtigen Augenblick zurückdenken. Mildern Sie, löschen Sie aus, was eben jetzt Unangenehmes vorgefallen ist. Ich glaube, es ist dazu noch eben Zeit."

„Mildern! Auslöschen!" rief Moorwald: „Mein Herr Professor der Aesthetik, in Ihren Vorlesungen habe ich bisweilen begeisterte Worte über die Kunst vernommen; Worte, die auf

diese kalte, nüchterne, honette Friedensermahnung keineswegs passen wollen. Da hieß es: wer die Poesie nicht über alle Rücksichten des äußern Lebens hinaus zu ehren und zu lieben vermag, in jeglichem Augenblick ihr begeisterter Priester — Opferpriester selbst, wo es seyn muß, der ist auch ihres leisesten Lächelns nicht werth! Oder auch: Gemüther, die sich in der Kunst nicht zu begegnen vermögen und in den Urtheilen über die Kunst, sollten doch ja kein andres Medium suchen, um sich zu verständigen, keine andre Sphäre, einander zu berühren. Sie haben sich in den höchsten Bestrebungen verfehlt, und sind denn somit Eins für das Andre ab und todt."

„Ich war noch um ein Beträchtliches jünger," sagte Leopoldi treuherzig, als ich solche excentrische und haarscharf trennende Worte herausstieß."

„Ich aber bin noch immer jung," sprach Moorwald, „und hoffe jung zu verbleiben, ob nun ein Dutzend Jahre und drüber mir ihre Last aufpacken sollten, oder ob etwa der Tod noch heute mich loseiset aus dem gefrornen

Meer, welches man das tägliche Leben zu nennen beliebt. — Sie aber, Herr Gerichtsrath,"—

„Euer Wohlgeboren"—unterbrach ihn Manhoff — „haben mich bereits vorhin viel zu angenehm unterhalten mit Ihren freisinnigen Aeußerungen über Kunst und Kritik. Ich muß wirklich bitten, sich nicht in allzugroße Unkosten meinethalben zu verstricken. Morgen bin ich ohnehin zu einer Deklamationsübung eingeladen; darum darf ich mich heute am wahren und rücksichtslosen Affect nicht allzusehr verwöhnen."

Sie kamen mir anders vor, als wir uns kennen lernten!" rief Moorwald, Thränen des Unwillens in den Augen.

„Sie mir auf Ehre auch;" entgegnete der Gerichtsrath mit sarkastischem Lächeln. „Es möchte auch sonst vielleicht zu keiner nähern Bekanntschaft gediehen seyn, und wir Beide wären des heutigen unangenehmen Auftritts vielleicht überhoben geblieben."

„Wieder einmal ein Stück Menschenkenntniß mehr!" murmelte der junge Dichter in sich hinein, und wandte sich zum Fortgehen, und fast summte etwas wie eine arge Verwünschung über seine Lippen. Laut aber rief er noch zurück:

„auf Nimmerwiedersehen denn, meine verständigen Herren!“

Aber da trat ihm Jemand entgegen, eine hohe, kräftige Mannesgestalt, und sagte mit freundlicher Stimme: „i nicht doch junger Herr, i nicht doch! Ich denke, das soll hier noch zu einem weit freundlicheren Abschied und Auseinandergehen kommen, dafern es mir vergönnt wird, ein kleines Wörtchen Gutgemeint — oder wenn es auch ein Paar werden — mit einzureden.“

Moorwald ließ sich überrascht wieder an das Tischchen, wo die beiden Andern saßen, zurückgeleiten, und diese fühlten sich durch das unversehene Ereigniß um so mehr befremdet, da der jetzt in's Mondlicht heraustretende Unbekannte, ohne das mindeste Auszeichnende in seiner ganzen Erscheinung, als ein gewöhnlicher, wohlhabender Handwerksmann dastand.

Er war in einen weiten, altfränkischen Ueberrock von blauem Tuch gekleidet, und trug ein hohes, spanisches Rohr mit sehr massivem, silbernem Knopf in der Hand, worauf er sich behaglich mit der linken Hand stützte, indem er mit der rechten seinen großen, dreieckigen Hut

ehrbar grüßend vom Kopfe zog. Sein starkes dunkelbraunes Haupthaar war schlicht aus der Stirne zurückgekämmt, hinten von einem großen messing'nen Kamm zusammengehalten; das freie kraftvolle Gesicht blickte mit einer ernsthöflichen Freundlichkeit auf die drei vornehmeren Männer hin, welche noch immer in ihrem überraschten Schweigen verharrten.

„Nichts für ungut, Ihr lieben Herren!" — sagte endlich der Unbekannte. — „Ich bin hier eigentlich ein fremder Mann in der Hauptstadt, aber seit den Paar Wochen, daß ich mich hier aufhalte, hab' ich doch schon begriffen, daß hier eine recht hübsche Leutseligkeit im Gebrauche zu seyn pflegt, die uns ehrbaren Meistern vergönnt, hin und wieder einmal mitzusprechen, als wären wir Euer Wohlgeboren oder Hochwohlgeboren Gleichen. Weiß Gott, ich habe von der Art Herablassung noch niemalen Gebrauch gemacht, und verhoffe, auch heute nichts Ungehöriges anzufangen. Aber wie das junge Blut da so weinerlich und verstört bergunter laufen wollte, da fing mich's an zu jammern, und ich dachte: sprich Du ein Wort mit drein! Gut Wort findet ja hoffentlich gute Statt, und Frie-

denstiften ist eine allgemeine Christenpflicht für Vornehm und Gering."

„Sie scheinen im Irrthum zu stehen, lieber Meister;" sagte Leopoldi mit gelassener Freundlichkeit. „Es war hier keinesweges von einer rohen, mit wüstem Ausbruch drohenden Zänkerei die Rede, sondern nur von einem geselligen Uebereinkommen, einander nicht fürder unnöthig in den Weg zu laufen, da man das Unpassende und Unerfreuliche solcher Begegnungen wechselseitig erkannt hat."

„Hm!" sagte der fremde Meister kopfschüttelnd, — „es klingt recht glatt und artig, was Sie da antworten, lieber Herr, aber, — wenn ich ehrlich heraussprechen darf: das ist in der Hauptsache wohl noch weit schlimmer, als ein tüchtiger, offenbarer Zank. Bei dem spricht Jeder das Schlimmste, was er im Herzen hatte, vom Herzen weg, und nun weiß man's, und bei nicht ganz schlimmen Gemüthern steht eben deshalb auf baldiges Verzeihen und Vergessen zu hoffen. Aber so bei der feinen Manier, — ach lieber Gott, da bleibt in den Herzen noch so gar entsetzlich viel zurück, und auch was gar nicht einmal drin ist, ahnt doch am Ende fälsch-

licherweise der Andre aus dem höflichen Verstummen heraus, — ahnt's wohl so lange heraus, bis es endlich darüber in das früher weit mildere Herz wirklich hineinkommt, — und dann ist die Feindschaft geboren: ein abscheuliches Ungeheuer, und am Ende wohl gar unaustilgbar fortwuchernd auf Kind und Kindeskinder."

„Seyn Sie unbesorgt, lieber Meister und Friedensrichter!" sagte Manhoff. Wir Zweie — der junge Herr dort und ich — besitzen gar keine Nachkommen, also erhielte die Progenitur des Herrn Professors auf den allerschlimmsten Fall keinen hassenswürdigen Gegenstand aus dem heutigen Gespräch, und die Sache wird mit uns Dreien begraben."

„Ach nein, lieber Herr!" seufzte der fremde Meister. „Haß und Zorn sind schlimme Wucherpflanzen. Sie werden freilich mit uns begraben; doch ist nur allzusehr zu befürchten, — falls wir ihnen die Ranken, ja sogar die Wurzeln nicht diesseit gründlich beschneiden, — daß sie jenseit wieder aufschießen, mit uns zugleich, an das ewige Licht, — ach, und da werden sie noch weit häßlicher anzuschauen seyn, als hier!"

„Sie haben's in der Frömmigkeit sehr weit gebracht," sagte Manhoff lächelnd, „und verdienen in dieser Hinsicht vollkommen die Benennung: Meister!"

„Behüte! Ei behüte!" erwiederte Jener, ordentlich erschrocken. „Gerade in dieser Hinsicht gibt es ja nur Einen Meister, und wir Andre sind Jünger, ja Pfuscher, oder höchstens Lehrlinge! Wir allzumal, wie wir uns auch übrigens klug und vornehm anstellen mögen in der Welt! — Nein, lieber Herr, spotten müssen Sie nicht wollen, sonst treiben Sie mich armen einfältigen Mann von hinnen. Und ging' es nur noch einzig und allein über mich her, — ei, — möcht' es drum seyn! Aber über das Frommseyn spotten, — nein, glauben Sie mir, lieber Herr, es thäte Keinem von uns Allen gut, dem Hörer fast eben so wenig, als dem Sprecher."

„Ich mein' es nicht so schlimm, lieber, treuherziger Freund," sagte Manhoff mit sehr gemildertem Tone. „Ich meinte eigentlich nur: wenn wir uns in so hohe Betrachtungen einlassen, als die, worauf Sie eben geriethen, so entschwinden uns die kleinen Angelegenheiten der

Erde, und wir wissen damit kaum so recht mehr, wohin oder woher?"

Ei," — sagte der Meister nachdenklich — „ei, haben denn der Herr noch niemals einen Raubvogel kreisen sehen in aller Höhe der Lüfte? Und wir schauen hinauf, und sehen den Vogel nur selber kaum, und können nahebei auf der Erde das kleine, geduckte Geschöpfchen nicht auffinden, wonach er jetzt eben jagt. Plötzlich schießt er herunter, genau und scharf, und er hat's. — Lieber Herr, wer dem Raubvogel solche Augen in den Kopf setzen konnte, vermag seinen weit liebern, seinen ihm hochtheuern Menschen auch wohl geistige Augen zu bescheeren, womit sie aus der höchsten Höhe der Betrachtnng recht genau erspähen können, was ihnen auf dieser tief unten liegenden Erde heilsam ist."

„Nun, mein recht lieber, achtbarer Freund," sagte Manhoff, auf eine ungewohnte Weise bewegt, „es könnte ja eben doch geschehen, daß wir von Dingen sprächen, die aus jenem erhabenen Gesichtspunkte zu Null würden. So jetzt eben das Theater! Erkennen Sie auch das noch von dort? Und müssen Sie sich nicht ein

Wenig herniederlassen, um es irgend auf eine erkennbare Weise in Anschauung zu nehmen?"

„Ei das verhüte Gott!" erwiederte der Meister. „Das mit dem Niederlassen, mein' ich. Dinge, um derentwillen man sich auch nur einen Zollbreit von der rechten schönen Himmelsnähe vergeben muß, sind gewißlich überhaupt und in Allem gar nichts werth. Sünde sind sie, wenn auch noch so artig verkleidete, dennoch in Kern und Wesen recht abscheuliche, heillose, Leib und Seele verderbende Sünde! — So aber, Ihr lieben Herren, kommt mir das Theater, oder die Schaubühne, (oder wie Ihr's sonsten nennen mögt!) gar nicht vor. Ist das etwas Sündhaftes, so schelte man denn meinethalben auch die Spiele der Kinder sündhaft, wo es heißt: „Nun sollst Du 'mal der Prinz seyn! Und der da der König! Und ich der Bauer!" Oder umgekehrt. — Und wo man ausmacht: „Das da ist nun ein Wald! Und nun müssen wir durchreiten, — Du nimmst den rothen Stecken zum Pferd und ich den weißen, — und wir müssen eine erschreckliche Höhle drin finden, und die zwei Stühle dorten sind die Drachenköpfe vor dem Höhlenthor, und die Diele dorten muß eine

Brücke seyn, über einen haustiefen Abgrund hinüber, und die muß Einer ohne Wanken zurücklegen, wenn er den Schatz aus der Höhle gewinnen will," — aber haltet mir's zu Gute, liebe Herren; ich werde bei solchen kindischen Erinnerungen immer ausnehmend leicht wieder selbst zum Kinde. Was ich nur sagen wollte, heißt: auf solche Spiele sieht der liebe Gott gewiß recht gern herunter, und allenfalls spielen auch ein Paar unsichtbare Engelein mit. Wenn nun das Schauspiel auf eine ähnliche Manier getrieben wird, darf man aus der höchsten Höhe darauf hinunter sehen, und nimmt es deutlich und gerne wahr. Ziehen aber Teufel und Sünde ihre Vorhänge aus Giftnebeln dazwischen, — ja, da bleibt nichts mehr gut und rein und für den Himmel sichtbar, ob es auch Rathsversammlung hieße, oder Hörsaal, oder wie irgend sonst!"

„Ihr braucht Euch gar nicht nach weitern Gleichnissen umzusehen, lieber Meister!" sagte Manhoff sehr freundlich. „Ihr habt schon den Herrn Professor hier und mich mit Eurem Hörsaal und Eurer Rathsversammlung allenfalls genugsam auf den rechten Punkt gedrückt."

„Ja, ich weiß nun eben nicht, wer die Herren eigentlich sind!“ entgegnete der Meister, ohne im Mindesten aus seiner Ruhe zu kommen. „Wohl aber weiß ich recht sehr gut, daß ich an nichts Arges gedacht habe. Sollte daher unversehens ein dummes Wort mit untergelaufen seyn, so ist dergleichen nun schon allgemeines Menschenschicksal, und ich wiederhole: nichts für ungut!“

„Es gilt! Es gilt von ganzem Herzen, lieber Meister!“ rief Leopoldi mit anmuthiger, tief inniger Bewegung aus. „Und ich dächte, Sie leerten ein Glas mit uns auf: nichts für ungut!“

„I, wenn es die Herren so haben wollen, — recht gern!“ sagte der Meister, und nippte das ihm dargebotene Glas in langsamer Behaglichkeit aus. Der Gerichtsrath aber ließ eine bei ihm stehende Schelle erklingen, und gebot dem herzueilenden Kellner, noch zwei Flaschen und zwei Gläser zu bringen; „denn,“ setzte er hinzu, „wenn unser zorniger Dichterjüngling dort nicht ganz und gar von kannibalischer Gesinnung ist, muß es nach diesen Verhältnissen durchaus unter uns zu einem allgemeinen Versöhnungs- und Freundschaftstrunke gedeihen.“ — Leopoldi nickte

freundlich bejahend, und Moorwald erkannte mit edelbesonnenen Worten sein früheres Unrecht, worauf beide Männer seine Hände faßten, betheuernd, er müßte ja weder ein Jüngling noch ein Dichter seyn, wenn er von solchen Anfällen gänzlich befreiet bliebe; nun aber sey er wahr und wahrhaftig Beides, und somit Alles in der Ordnung und gut.

Der Meister indeß, sein geleertes Glas bescheiden auf den äußersten Rand des Tischchens hinschiebend, erklärte, nun werde ja er Gottlob! mit seinen einfältigen Friedensreden vollkommen überflüssig hier, und somit wünsche er eine geruhsame Nacht.

„Die werde ich aber keinesweges haben, lieber Meister," rief der fröhliche Gerichtsrath aus, „wenn Ihr Euch meinen vortrefflichen Gegengründen auf Eure obigen vortrefflichen Gründe entzieht. Unausgesprochner Geistesreichthum im Kopfe läßt den Menschen noch minder schlafen, als ein unausgezogner böser Zahn. Also, Meister, hört mich an, dafern ihr wollt, daß ich irgend in der bevorstehenden Nacht ein Auge zuthun soll."

Der Meister schaute mit seinen großen, klaren Augen prüfend in Manhoff's Gesicht. — „I nun," sagte er nach einigem Besinnen, „wenn's denn auch wirklich der Fall wäre, daß der Herr nur seinen Spaß mit mir haben wollte, — auf Gottes Wegen bin ich hergekommen, Fried' und Freundschaft ist zu Stande gebracht, — ein klein bischen Ausgelachtes kann ich armes Werkzeug allenfalls ertragen, und sollte es etwa nachher mehr damit werden, als sich für einen ordentlichen Bürgersmann zu leiden schickt, so geht man zu rechter Zeit ehrbar von hinnen."

„Nein, wahrhaftig!" — rief der Gerichtsrath aus, und eine edle Begeisterung, sein Antlitz überleuchtend, verwischte von dort Alles, was satyrisch aussehen mochte, oder unheimlich nekkend, — „nein, wahrhaftig, wer Ihnen gegenüber Spott zu treiben wüßte, verdiente, daß ihm das reine, schuldlose Himmelskind Spaß fortan nie wieder erscheinen dürfte, auch nicht einmal im Traum! Setzen Sie sich zu uns, und lassen Sie uns Herz gegen Herz einander aufthun, wie es verständigen deutschen Männern eignet und gebürt!"

„Wenn's so ist, bleib' ich von Herzen gern zur Stelle!" sagte der Meister.

Der Kellner hatte inzwischen Flaschen und Gläser gebracht, auch zwei Feldstühle für die neuen Gäste, und war wieder fort. Da hub Manhoff folgendergestalt zu reden an:

„Was Sie vorhin über das Schauspiel aussprachen, lieber Meister, war aus meiner innersten Seele gesprochen, nur mir vielleicht niemals in so ganz einfältiger Klarheit aufgegangen. Nun ja, ein Kinderspiel ist es, im höchsten, reinsten Sinne des Wortes, und demzufolge recht sehr viel, ja von ganz unschätzbarem Werthe für den innern, höheren, höchsten Sinn! Ein Spiel, wo der Mensch in reiner Unschuld sich eben an dem Spiele freut, und das Beste mit hinzubringt aus der ewigen Schatzkammer heiterer, gewaltiger Phantasie, aus dem einzigen wahrhaften Fortunatussäckel, welchen es gibt und je gegeben hat, und um den uns eine arglistige Agrippina nur dann betrügen könnte, wenn es ihr zuvor erst gelungen wäre, unser allerbestes Leben und Seyn ganz durch und durch zu vergiften. Und wozu wollte sie das? — Es könnte ja doch höchstens uns arm machen, nim-

mer sie aber reich; denn nur dem Reinen zollt dieser Säckel sein Gold, und zollt es ihm in unversiegbaren Strömen. Deshalb auch sind die Spiele der Kinder so überaus herrlich und ergötzlich! Jedes Paar von umgekehrten Strohstühlen ein Pallast, wie wir ihn nachher im Leben mit wirklichen Augen nie wieder zu schauen kriegen! Jede Weidenruthe ein unbesiegbares, hellglänzendes Zauberschwert! Jedes Steckenroß ein über die Maße kühner, gewaltiger, unermüdlicher Streithengst, und zugleich doch so lenksam, daß man ihn durch einen Bindfaden bändigen könnte! — wie man ihn denn oft auch in der That nur mit einem Bindfaden lenkt, und es geht dennoch Alles vortrefflich ab; — jede Regenpfütze endlich ein Meer, darauf ungeheure Flotten — gewöhnliche Menschen sehen sie für Hobelspähne an! — hin und wieder schwimmen, und das wir dennoch durchschreiten mit riesigen, nur mäßig besprützten Siebenmeilenstiefeln, und dabei jedwedes Admiralschiff in den Grund treten, welches uns mißfällt. Und da kommt nun ein sehr vornehmer Spiel-Anordner hergewandelt, und spricht: „nein, Kinder, die Weidenruthe muß eine Querstange haben, sonst gleicht

sie ja einem Schwerte nicht im mindesten;" — und: „der Streithengst ist viel zu stark gehälst, und mit höchst unnatürlichen Farben angestrichen!" und: „Euer Meer ist ja ganz lehmig anzusehen, wie auch Eure Schiffe gar keinen wirklichen Bord haben, und Steuerruder und Masten noch minder, — o mir, was wird nur da aus unserm Spiel?"

„Nicht viel Sonderliches vermuthlich;" entgegnete der Meister. „Dafern nämlich der vornehme Herr blos das Tadeln, nicht aber das Bessermachen versteht! — Aber nun nehmen Sie einmal an, er wolle den Kindern wirklich eine Lust machen, indem er selber noch immer das schuldloseste, freudenreichste Treiben des Kindes in sich verspüre; — das, welches auch in Ihnen, lieber Herr, wohl noch vorhanden seyn muß, weil Sie es nur eben erst auf eine gar anmuthige Weise schilderten! — Und nachdem er also etwa durch verständigen Tadel die Knaben erst so weit gebracht hat, daß sie auf seine Stimme hören, und die Mangelhaftigkeit ihrer Spielsachen anerkennen, gibt er sich — falls Gott ihm gerade eine gute, freie, unbeobachtete Stunde bescheert hat — gibt er sich aus Her-

zenslust mit in das Spiel, macht den Weidenruthen Querstangen, daß sie recht wie ordentliche Schwerter aussehen; hälst die Steckenpferde ein bischen schöner und schlanker aus, und, wenn's dazu an Zeit oder Werkzeugen gebricht, verkleidet er die Speckhälse mit Goldpapier, oder was sonst eben zur Hand ist; etwa mit grünem Laub oder Tanger! Und vielleicht sogar nimmt er sich die Mühe, helleres Wasser in die Pfütze zu leiten, die nun einmal für ein Meer passiren soll, — denn so was läßt sich bisweilen mit geringer Mühe thun! — Und die Hobelspähne höhlt er in der Mitte ein bischen aus; da läßt es ordentlich, als hätten sie Borde, und sie schwimmen auch weit besser. Ein Zahnstocher und ein bischen Papier daran festgemacht, — gibt das nicht hinlänglich einen Mast ab und Segel? Das Steuerruder aber ist noch minder kostbar. — Nun, liebe Herren, wollet selbst ermessen, ob die Kinder böse auf den freundlichen Mann seyn werden, oder ob sie ihm nicht etwa liebkosen möchten? Auch, ob er's nicht vor Gott und Menschen recht gut verantworten könnte, dies Mußestündchen so und nicht anders verwandt zu haben?"

„Hm, — ja, — ein Mußestündchen!“ sagte Leopoldi. „Aber ob man so viel und angestrengtes Treiben auf diese Spielsachen richten dürfe, als heutigen Tages geschieht, — das ist eine andere Frage. Und außerdem hab' ich noch einen Haupttadel des Gleichnisses in petto.“

„Den erbitt' ich mir nachher, mein lieber Herr,“ sagte der Meister, „und überhaupt will ich mich recht gern zurechtweisen lassen. Aber um gleich hierauf zu antworten, — als ich vorhin da bei meinem halben Fläschchen Franzwein im Grünen saß, unten am Fuß dieses Hügels, — da hört' ich die drei Herren allesammt gar viel von der Göttlichkeit der Kunst reden; — mit Erlaubniß gesagt: es kam mir wahrhaftig ein bischen heidnisch vor, und meinerseits hätt' auch ich nachher noch allerhand einzuwenden. Aber für jetzt: wenn Ihnen so sehr viel an der Sache liegt, scheint's Ihnen da nicht, als thäte ein ordentlicher Mann gut, seine Kräfte recht gewissenhaft darauf zu verwenden, daß die Sache ordentlich zu Stande käme? — Was mich betrifft: ich bin nur ein armer Handwerker, ein Sattlermeister, Ihnen aufzuwarten, aber ob in meine Steigriemen hübsch neue, schöngeformte,

blanke Bügel kommen, oder alte rostige, verbogene Dinger von der Art, — sehen Sie, das ist mir keinesweges einerlei, denn mein Werk soll mir eben durchaus nicht verschimpft werden oder auf irgend eine Weise entstellt. Ich weiß wohl noch die Zeit, wo ich unachtsamen Herren die Bügel lieber halb umsonst besorgt habe, damit sie mir nur kein schlechtes Geschirr an meinen Sattel herunterhängen ließen."

„Es ist" — flüsterte Manhoff in des Professors Ohr — „es ist eigentlich ein da capo von der Bolzen- und Armbrustgeschichte vorhin, und hätte also wegbleiben können. Aber freilich, der Wahrheitspallast hat etwas von einer Reitbahn an sich, wo man bei tüchtigem Exercizio sehr oft wieder auf denselben Fleck geräth: je rascher der Trab, desto öfter."

Der Meister hatte sich, in bescheidner Sitte, sogleich, als Manhoff mit Leopoldi leise zu reden anfing, ein wenig zurückgezogen, und Manhoff, es bemerkend, sagte lächelnd:

„Wer ist denn nun hier der feine Mann? Ich, der ich in der Gesellschaft anfange, Geheimnisse auszukramen? Oder der Sattlermeister, der vor der Ahnung eines Geheimnisses be-

scheidend zurücktritt?" — „O guter Meister," rief er gleich darauf vernehmlicher, „wir haben wahrhaftig noch mannigfach von Euch zu lernen, und wär' es mit diesen Worten eben irgend etwas von Hohn, so hätten wir noch überschwenglich mehr zu lernen, und dürften deshalb — um der Kürze eines Menschenalters willen — gar nicht an's Anfangen denken! — Nein, seht mir in's Auge, lieber Meister, und Ihr werdet wissen, wie ich's meine! Nicht wahr?"

„Der Herr meinen es für jetzt wirklich ausnehmend gut."

„Für jetzt! Hm — das ist ein seltsames Lob. Seht Ihr mich denn für ein so gar wechselhaftes Ding an — für eine Wolke zum Exempel? Im jetzigen Augenblick etwa schwarz und verderbendräuend, im nächsten sonnendurchblitzt und rosenhell?"

„Ach lieber Herr, wir Menschen, — hier auf Erden, mein' ich, und wie wir Einer den Andern begreifen, — sind wohl allzumal nicht viel andres, als so eine Wolke. Ich denke, Sie werden mit sich selber keine Ausnahme machen wollen."

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief der Gerichtsrath. „Und damit ich Gelegenheit bekomme, mich etwas gewittermäßig, oder kürzer: wettermäßig anzustellen, — heraus mit allen Einwendungen, die vorhin verheißen wurden, als in der Reserve aufmarschirt, und erbötig, sich im Fall der Noth, und wenn die Avantgarde oder jetztregierende Vorhuth, zusammt dem Haupttreffen sich müde gearbeitet hat, das rechte Mord- Haupt- und Staats-Treffen erst ihrerseits anzufangen. Vorhuth und Haupttreffen haben das ihrige gethan. Heraus denn mit der Reserve! Oder wenn sie darauf nicht hören will: mit der Nachhuth! — Ach nein, das ist eigentlich die Arriergarde! Nun Leopoldi, Sie sind ja ein Wortbeflissener, zu deutsch ein Philolog. Helfen Sie mir, die Reserve mit einem deutschen Namen rufen.“

„Den Rückhalt — den Nachsatz,“ — erwiederte der Professor sinnend, — „oder allenfalls auch mit dem altdeutschen Dichter Stricker zu reden, die Hehlschaar, weil doch eine rechte Reserve dem Feinde verhohlen bleibt bis auf den entscheidenden Augenblick. Aber dabei, lieber Gerichtsrath, thun Sie mir hübsch den Gefallen, Ihren

sehr ächten Witz nicht etwa zu falschen Angriffen zu mißbrauchen. Es ist so gar leicht, das Ungewohnte lächerlich zu machen, aber nur für einen Augenblick. „Das zweite Geschwader ist mit zur Hehlschaar befehligt!“ — I nun, es klingt wunderlich genug; lassen Sie uns aber nicht vergessen, daß vor vierzig Jahren ein Befehl, darin der Feldherr statt des Generals en Chef oder des commandirenden Generals vorgekommen wäre, ohne Zweifel ein ziemliches Lachen und Staunen erregt haben würde, und daß wir jetzt keinen Mundwinkel über den Feldherrn verziehn, welches vielleicht eher über den General en Chef, dafern er an einer pathetischen Redestelle auftauchte, zu befürchten stände.“

„O mir!“ seufzte der Gerichtsrath; „wir sind auf das unrechte Schlachtfeld gerathen! Und scheint es Ihnen nicht überhaupt ominös, daß wir etwas philistermäßig — ich selber gab zuerst den Ton dafür an — mit unsern Gleichnissen und Redensarten in die ehrwürdige, aber für diesen Augenblick ziemlich fernliegende Kriegskunst hineingekommen sind?“

„Die Kriegskunst liegt uns Landwehr= oder doch Landsturmmännern ja Gottlob nicht mehr so fern, als vor etwa zwanzig Jahren!" sagte Leopoldi.

„O wie freut mich Ihr „Gottlob!" rief der junge Dichter Moorwald aus. „Nur freilich," — setzte er mit gesenkter Stimme hinzu, — „ich habe — für heute wenigstens — das Recht verscherzt, in das Gespräch so dreist hineinzufahren, obwohl mir sonst Ihre Nachsicht dergleichen vergönnte. Entschuldigen Sie mich; es soll nicht wieder geschehen."

„Ei allerdings soll es wieder geschehen!" rief Manhoff aus. „Und das zwar noch hoffentlich sehr oft und mannigfach! Halten Sie uns denn für Leute, die den Nachtigallen die Zungen ausschneiden möchten, um des bequemern Umgangs und eignen Perorirens willen? Wir bitten's uns gar sehr aus, daß Sie uns vollkommen bleiben, wer Sie gewesen sind, mein lieber, jugendlicher Dichter; und obenein leuchtet das Band der Kriegsdenkmünze auf Ihrem Kleide sehr hübsch accompagnirend zu Ihren vorigen Worten durch das Dunkel!"

Er brachte ihm in fröhlicher Herzlichkeit ein Glas zu; auch Leopoldi und der Meister klingten aus ganzer Seele mit an.

„Aber nun das Schlachtfeld behauptet!“ rief der Gerichtsrath. „Wo sind die kämpfenden Parteien? — Erstlich Sie, lieber Leopoldi, hatten noch eine Hehlschaar anrücken zu lassen, und auch der Meister hat uns, wenn ich ihn vorhin recht verstand, etwas Aehnliches versprochen. Ja auch bei Ihnen, lieber Dichter, scheint mir noch dergleichen schlagfertig zu stehen.“

„Ach!“ — entgegnete Moorwald — „das ist eigentlich nur die Reserveschwadron meines vorhin übereilt vorgebrochenen und zusammengehauenen Regiments. Ich will sie nun still abschwenken lassen. Wozu noch unnütz Leute opfern?“

„Ei, wenn die Leute nur Worte sind,“ rief Leopoldi, „muß man's nicht allzugenau mit ihrem Ergehen nehmen! So was wächst nach, wie Pilze; ich weiß es aus eigner Erfahrung in meinen Gärten. Also, lieber Moorwald, liefern Sie uns Ihren Nachsatz immer zuerst.“

„Ich wollte nur noch bemerken,“ sprach der Jüngling, „daß ein Schauspiel nach Ihrer und

des Herrn Gerichtsraths vorhin geäußerten Ansicht den rechten, vollen Effekt durchaus nur im Lesen thun müßte; nicht im Vorlesen, sondern im Selberlesen, und zwar im Sachtlesen, mit ganz unausgesprochenen Worten. Bleibt ja doch immer noch etwas von äußerlicher Darstellung übrig, so lange Sie eine Bühne annehmen, und ob es auch die allereinfachste sey. Und wenn unsre Phantasie durch eine zurückgebliebene oder zu früh vorgeschobene Coulisse in einem Prachtstück unheilbar verletzt wird, warum nicht auch durch eine umgefallene Bank auf einem Thespiskarrn? Sie werden mir vielleicht einwenden, ein solcher mache auf Täuschung gar keinen Anspruch, und ein Unfall sey deshalb für ihn so gut, als keiner; ich dagegen behaupte, der kritische Geist im Menschen würde dabei eben so wenig Ruhe halten als jetzt. — „Nun haben wir uns auf das minimum beschränkt;" würde er sprechen. „Nun verlangen wir mindestens dieses minimum störungsfrei!" gerade wie er jetzt spricht: „man hat uns durch große Anstrengungen auf ein maximum gewiesen; nun verlangen wir dieses maximum billig in aller Vollendung!"

„Wahrhaftig," sagte der Gerichtsrath, „so gut ich diese Forderung meinerseits nicht abläugnen kann, möchte ich auch wohl zu jener gedeihen."

„Und ich" — setzte der Professor hinzu — „habe dies bei Gelegenheit des Theaters im Wolfsgäßlein wohl gar schon wirklich gethan."

„Was nun das Vorlesen betrifft," sprach Moorwald weiter, „so sind wir, etwa den Meister ausgenommen, schon sicherlich allzumal in mehr als gehörigen Ingrimm versetzt worden durch fallende Stricknadeln, rutschende Stühle, hereinkommende Bediente, vorbeirollende Wagen oder bellende Hunde, wo denn die mehrsten Augen niemals ermangeln, sich mit einem Interesse dort hinzurichten, als werde daselbst das politische Gleichgewicht von Europa entschieden mit Inbegriff sämmtlicher dazugehörigen Verfassungsartikel. Oder auch sogar der Vorleser begann zur Unzeit zu niesen oder zu husten; — ist also unsere Phantasie wirklich zu zart, um über dergleichen Unbilden wegzukommen, so bleibt kein anderes Hülfsmittel übrig, als das Selbstlesen, und zwar das leise, indem wir ja sonst uns selbst mit dem Niesen und Husten auf das Aller-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

abscheulichste stören könnten und verwirren, und uns um den ganzen gehofften Kunstgenuß unwiederbringlich betrügen."

„Kurz," — setzte Leopoldi hinzu, — „und wenn es mir erlaubt ist, die ganze Gedankenreihe in einen Grundsatz zu fassen: man soll von dem Endlichen keine ewige Vollkommenheit fordern, aber dennoch, oder vielmehr ebendeshalb nicht versäumen, das Endliche so rein und anmuthig zu gestalten, als es sich irgend thun lassen will."

„Recht so!" sagte der Meister voll großen innern Behagens.

„Ganz recht so!" sprach auch der Gerichtsrath. „Am Ende wäre sonst kein einziges Klavier rein gestimmt, oder jedes. — Und nun, lieber Professor, wo steht jetzt Ihre Hehlschaar?"

„Auch ich mag die meinige kaum zeigen," sagte Leopoldi, „denn das Haupttreffen ist mittlerweise so ziemlich entschieden worden. Aber weil sie denn doch einmal angekündigt ist, — sehen Sie, lieber Meister, mich hat es ordentlich erbittert, daß in Ihrem Gleichnisse vorhin der Theaterdirector ganz wie ein vortrefflicher, allem Thorenspiel entwachsener Mann vorkam,

unsere sämmtliche Masse hingegen wie Kindervolk, unfähig eben, sein eignes Spiel zu verstehen, und also nothgedrungen zufrieden mit jeder Veränderung, die dem erwachsenen Herrn zufälligerweise wie eine Verbesserung vorkommen möchte. So aber wahrhaftig steht denn doch das Verhältniß auf keinen Fall."

Der Meister lächelte freundlich drein und sagte leise: „ich weiß nicht."

„Nein? Nein? Wissen Sie wirklich nicht?" fuhr Leopoldi etwas heftig auf. „Scheint es Ihnen denn wirklich, als möchten wir Kinder seyn, und der Herr Theaterdirector der einzige vernünftige Mann?"

„Nicht doch!" sagte der Meister. „Nämlich was den einzelnen Fall betrifft. Sie dort, den ich Herr Professor, und Sie dort, den ich Herr Gerichtsrath nennen höre, — i nein doch, Sie sind ganz zuverlässig keine Kinder! Und auch den jungen Herrn dort möcht ich mich nicht unterstehen, zu den Kindern zu rechnen, nnd thäte das auch mit mir selber nicht gern. Aber wenn wir so Alle zusammenstehen, und etwa vollends auf den Einfall kämen, Alle zugleich zu reden, daß zum Exempel mein Wort aus Ihrem Munde

zu kommen schiene, Herr Gerichtsrath, und Ihres aus dem meinigen Herr Professor, und das des Herrn Gerichtsraths wieder irrigerweise dem jungen Herrn zugeschrieben würde, — i ja, da möchten wir doch wohl allzusammen etwas wie Kinder erscheinen, gegenüber einem einzigen, ernsten, besonnenen Mann, der es liebevoll auf sich genommen hätte, uns Alle zu ergötzen."

Und außerdem" — rief der Gerichtsrath lachend aus — „gehört das Gleichniß ja eigentlich mir, und weiß ich nicht, warum der Meister es wie für sich selber vertheidigen will, und warum Sie, Leopoldi, den Meister darüber angegriffen haben. Das ist ja, als triebe irgend ein böser Zauber Freund und Freund im wilden Zweikampfswirbel aneinander, während Alle meinten, sie hielten einen heiter geregelten Tanz. Wissen Sie wohl, daß unser Freund, der etwas verwunderliche Dichter des Zauberringes, so eine ähnliche Geschichte im Sinne hat, und daß wir ihm hier kein Vorspiel dazu geben müssen, ihn gewissermaßen um seine Erfindung betrügend?"

„Nun," sagte Leopoldi lächelnd, „an Erfindungen fehlt's ja dem guten Freunde eben nicht;

wenn nur der besonnenklare Verstand immer mit fortwollte, oder könnte! — Aber wir wollen ihm für diesmal keinen Eintrag thun, und überhaupt, ich ergebe mich gern. Haben doch selbst alle Staatskünstler des Alterthums das Volk als eine vielköpfige Menge und eben deshalb als eine kindische, des Vormundes bedürftige angesehen, wie manche Demosthenes- oder Themistokleskopfe auch übrigens unter dieser Menge mitstecken mochten! Was können also die Bewohner der Logen und des Parterres, — wo man doch immer nach ein Paar Stunden wieder auszieht, und es so gut als gar nicht gewesen ist, — was können sie voraushaben wollen vor den Bewohnern von Sparta, Rom und Athen? — Ich ergebe mich, und erkenne den Theaterdirector an als den vernünftigen Mann par excellence oder κατ' ἐξοχην, uns, der zur Hydra verkörperten Menge, gegenüber. Ja, ich kann unter diesen Verhältnissen sogar für einen solchen uns bekämpfenden Herkules recht unparteiischer Weise Mitleiden und Bewunderung empfinden. So wird er mir, nach Aristoteles, schon beinah selber zum Trauerspiel, und was kann er billigerweise mehr verlangen?“

„Er kann verlangen," rief der Meister im plötzlich überwallenden Gefühl aus, „daß Sie ihn lieb haben, lieber Herr, von ganzer Seele lieb, wie Jedermann das verlangen kann, der Ihnen etwas Gutes und Freundliches erzeigt, oder auch nur erzeigen will. Das ist Christenpflicht, und sie leistet sich ja sogar anmuthig und leicht. Was! Und wenn ich das Unglück gehabt hätte einen Sattel anzufertigen, der ein edles Pferd halb zu Schanden gedrückt hätte, so würde ich dennoch von dem Eigner des Thieres fodern, — falls er mich halbweges kennte! — er solle denken: der Meister hat es gut gemeint, und ist auch, des Einen Unfalles halber, nicht alsbald für einen Pfuscher in seiner Kunst zu halten. Wohl ist es ihm das Einemal verunglückt, aber das thut ihm gewiß eben so weh und wohl viel weher noch, als mir! — O Ihr lieben Herren, glaubt Ihr denn nicht, eine schlechtvollzogene Theaterverwandlung thue dem Theaterdirector noch viel weher, als Euch? Ist es denn also wohl menschlich und schön, — vom Höchsten in aller menschlichen Ansicht will ich hier gar nicht einmal reden! — Da gleich ein Gelärm anzufangen mit Lippen und Füßen, und —

wo das nicht arg genug scheint! — auch mit Schreibfedern und Druckerpressen noch obenein? — Glaubt Ihr nach vernünftigen Gründen, der Director thue Euch was Arges zum Possen, oder auch nur, er vernachlässige Euch, — ei nun, da allenfalls ihn angegriffen, gedruckt und ungedruckt, gereimt und ungereimt, wie sich's nun eben machen will! Aber weil er Euch aus treuem, guten Willen das möglich Beste geben will, und die Sache verunglückt nach menschlicher Beschränktheit etwas in der Ausführung, — wer gibt Euch da ein Recht, zu höhnen und zu triumphiren, als gölt' es über einen gefallenen Feind? Und auch da wäre so was nicht einmal sonderlich zu loben."

„Der Meister" — sagte Moorwald — „schließt mir einen ganz eigenen Gesichtspunkt auf. Hören wir doch nur allzuoft in Verfassungsangelegenheiten Anstalten machen, als wäre der Fürst und das Volk einander gegenüber in Kriegsstand gestellt, und gäbe es keinen gemeinschaftlichen Wunsch und keine vermittelnde Liebe. So auch — (möge hier, wie schon oft, mit aufklärendem Erfolg das Kleine dem Großen verglichen werden!) — so auch stellt man das Pu-

blikum gegen den Theaterdirector, und vergißt, daß diesem beinah mehr noch am Gelingen liegt, als dem Publiko selbst. Tadelt, Ihr lieben Herren! Weist zurecht! Das Alles geschieht und geschehe in Gottes Namen! — Aber eine Freude kann's doch wahrhaftig nicht seyn, am gemeinschaftlichen Genuß zu mäkeln, und bei etwas Verunglücktem zu rufen: gefunden! entdeckt!" —

„Hm — nein; — freilich nicht!" — sagte der Gerichtsrath, in ernstes Nachsinnen verloren. — „Und es könnte sonach zwischen einem blöden und einem überspitzigen Publiko eine Art von hyperboräischem — nein doch! Hyperboräer sind wir ja nach unsrer geographischen Lage schon ganz von selbst! — eine Art von elysischem Publikum, wollte ich sagen, in der Mitte liegen, was mit an der Bühne arbeitete, auf eine ganz einfach unbewußte Weise, indem es nämlich ein- für allemal die Kunst des rechten Zusehens erlernt hätte. Nur scheint mir die Erlernung einer solchen fast schwieriger noch, als die Ausführung der darstellenden selbst, und da werden Euch die Zuschauer nicht ganz mit Unrecht entgegenrufen: „hol' Euch der Kuckuk mit all der Gelehrsamkeit, die Ihr uns anmuthet! Wir

wollen lustig und guter Dinge seyn, und weiter nichts!"

„Man könnte" — erwiederte Moorwald — „man könnte dem scheltenden Publiko entgegen-rufen: va banque! Wollet nur lustig und guter Dinge seyn, und weiter nichts, so wird sich Alles Uebrige schon von selber finden." — Aber — müßte man hinzusetzen, — da ist Euch die liebe, schuldlose Lustigkeit oder Rührung keinesweges genug! Da wollt Ihr Euch nicht so auf Gnade und Ungnade ergeben, sondern Euern pfiffig-nüchternen Kopf in all seiner unangenehmen Verständigkeit gern oben behalten, und wenn es nun wirklich dem gelingt, bei einer vollkommen gutgemeinten und gutgegebenen Täuschung feuerfest zu bleiben, — wohl eben nur, weil so ausnehmend viel kaltes, nüchternes Wasser darin sitzt, — da triumphirt Ihr, und meint, Leinwand, Darmsaiten und Komödianten könnten Euch eben nichts anhaben, und am Ende auch wohl die ganze Welt mit ihren furchtbaren oder lieblichen Erscheinungen nichts. Hierin denn freilich mögt Ihr Recht behalten, aber ob die Welt dabei mehr verliert, oder ob Ihr im Gegentheil mit aller Eurer Klugheit und Her-

bigkeit nicht am Ende eine höchst jämmerliche Rolle spielt, — das ist eine andre Frage! — Leset nur zum Exempel einmal drei bis vier veraltete Zeitungskritiken, und denkt an die Flügelmänner, die jetzt vorexerzieren, oder die in zwanzig bis dreißig Jahren vorexerzieren werden! Und dann erwägt vollends Eure Sprechkritiken! — O Himmel, wie so gar dumm wird ein wohlfeiles, klugthuendes Absprechen, wenn es ein Paar Jahre lang auf dem Lager liegt! — Was sag' ich! Oft ein Paar Monate kaum vermag sich's zu halten, ohne daß es abschmeckend wird! — Und wie wenige Leute gehen denn jetzt aus dem Theater mit dem ungestört anmuthigen, vor sich und Andern ausgesprochnen Gefühl: heute war es einmal recht hübsch! — Wäre es ihnen auch wirklich so zu Muth, so würden sie doch lieber nach irgend einem Tadel fischen, um vor sich und fremden Leuten für mehr als gewöhnlich pfiffig zu gelten. Aber bei dem Schütteln sehr vieler Köpfe wird man an Ben-Johnsons Witz erinnert von den leeren Flaschen, die man auch so hin und her schüttelt, weil man im zweifelnden Nachforschen ermitteln möchte, ob noch irgend ein Restchen darin sey."

„Nicht so bitter, lieber junger Herr!" sagte der freundliche Meister. „Ei, von ganzer, treumeinender Seele möchte ich doch ausrufen: nicht so gar bitter! — Wollen wir die Zuschauer nicht gerne zum Feinde des Schauspiels haben, so wollen wir doch auch ja nicht das Schauspiel zum Feinde der Zuschauer machen. Wer noch möchte in ein Theater gehen, oder auch nur etwas vorlesen hören, wenn ihm ein argloses, wohl gar im Grunde freundlich gemeintes Kopfschütteln so recht sehr furchtbarlich gemißdeutet und verhöhnt werden könnte!"

„Ja, ja, wir sind zu scharf! Von allen Seiten viel zu ätzend scharf!" sagte der Professor. „Und wo soll nun das endlich hin? Man freut sich, daß man verletzen kann, und will doch auch seinerseits nicht verletzt werden. Was ist die Folge? Eine Masse anonymer Schmähungen, zu deren Erwiederung die Schlechtern sich mit denselben verwerflichen Waffen ausrüsten; die Bessern geben sich damit nun freilich nicht ab; sie sprechen ihren Unwillen geradehin aus, und gehen dann ihres ehrlichen Weges weiter. Aber ob nicht mit innerm Unwillen gegen ihre Zeit? Ob nicht erfüllt mit der edlen

Scheu des Rosses vor allem gemeinen Lärm und vor widerwärtigen Thieren, die Pferd spielen und doch nur in eine unangenehm häßliche Afterklasse gehören? Und ob das Alles nicht so manchen herrlichen Geistesaufschwung in unserer Litteratur hemmt, so manchen edlen Kämpfer mißmuthig aus der Rennbahn zurücktreten läßt? — Das ist eine andre, eine, wie mich es bedünken will, recht schwerwiegende Frage. — Mir ward ein trübes Beispiel bekannt, wie ein Dichter, der erst jetzt, nach seinem längst erfolgten seligen Ende, anerkannt zu werden beginnt, und schon vor 30 Jahren anmuthige Lieder in die Welt gab, um der überhinfahrenden Krittlerworte willen verstummte, oder doch nur noch einzelne, liebliche Klänge hören ließ, denen wir jetzt sorgfältig, oft leider vergeblich! nachspähen. Und was mag der Kritiker an dessen Stelle geleistet haben? Vermuthlich nichts Gutes, denn sonst hätte er jenen herrlichen Geist nicht mißverstanden und verschüchtert. Ihr mögt wohl sagen: der rechte Poet soll sich nicht einschüchtern lassen. Ei freilich wird er auch nicht gerade stumm werden vor solchem Gelärme! Aber die Nachtigall, die ein Chor ungezogener Knaben

von einem Zweige zum andern huscht und zischt, — ob sie auch einzelne herrliche Töne angibt, — vermag doch den Frühlingsabend nicht mit den seligen, herzerquickenden Liedern zu füllen, die Ihr vernommen hättet bei etwas besserer Polizei im Garten."

„Ach lieber Professor," sagte Manhoff, „wenn nun auch ein Paar Dutzend Gensdarmen im Garten auf und ab patrouillirten, und trieben die Straßenjungen von den Nachtigallnestern fort, — wäre denn damit der schöne Abend heraufbeschworen und in seinen süßen Frieden eingesetzt? Oder wäre er nicht vielmehr nun erst recht in Grund und Boden verdorben?"

„Sie haben Recht," sagte Leopoldi, „und man weiß in einer Zeit, wie die unsrige, kaum selber mehr recht, was man wünschen soll."

„O die Liebe sollen wir wünschen!" fiel der Meister aus innigbewegter Seele ein; „die Liebe! Und ihr nachstreben sollen wir mit heiligster, ungetheiltester Kraft! — Je schwieriger der Kampf, je schöner für den Sieger! — Ja, die Liebe ist es, deren wir ermangeln, fast bis zur gänzlichen Dürre ermangeln, und sie doch eben kann durch nichts andres ersetzt werden

in der ganzen Welt, wie klug, wie anmuthig, wie tapfer, wie gelehrt, ja selbst: wie fromm auch bisweilen es sich anstellen möge, — durch nichts kann sie ersetzt werden! Denn sie ist nur eben sie selbst, und alles Fremde neben ihr nur ein frecher Trotz oder eine sündhafte Lüge! — Wir haben wohl in Kinderschriften sogar den Spielen der Kinder aufhelfen wollen durch recht verständige Anordnungen, — aber ohne die Liebe ward Alles nur zu einem dumpfen Elsterngeschnatter und unverstanden feindseligem Gewirr. Ach Gott, da könnte ein frommer, gottsuchender Mensch wohl stundenlang aus ganzer Seele darüber weinen! Doch so was thut man am besten im Stillen, und halten Sie mir's überhaupt zu gut, meine Herren, daß ich mich so bei Ihnen eingedrängt habe. Zu schuldiger Danksagung leere ich jetzt mein letztes Glas, und mache mich auf den Weg. Mein Hauswirth ist gewohnt, mich mit der alten Bürgerglocke daheim zu sehen; heut wird es nun ohnehin wohl ein Stündchen später!"

Er wollte sich empfehlen, aber Leopoldi sagte voll ernster Weichheit: „Lassen Sie uns zusammengehen. Unser kleines Abendfest hier ist ohnehin

wohl zu Ende, und die Erde kommt mir, wenn ich auf liebe, innige Menschen gestoßen bin, zuweilen so recht schauerlich übergroß vor. Wer weiß, ob und wo man sich diesseits wieder zusammenfindet."

Sie standen alle Viere nach dieser Mahnung stillschweigend auf, und gingen auch eine Zeitlang eben so stillschweigend unter den mond- und sterndurchfunkelten Baumgängen fürder.

Endlich sagte Manhoff: ei, wohl mag es eine schöne Sache um's Schweigen seyn, so friedlich-still und einig, wie es sich eben jetzt unter uns gestaltet hat! Mag nicht nur, sondern ist! Aber das Reden ist doch viel schöner noch, und aus vollem Herzen geht mir jetzt der Mund in großen Freuden über. Seht nur, Ihr Herren und lieben Genossen, mir ist es, als begönne hier der ganze Wald ein heiteres Fest zu feiern über die Aussichten, die sich mir aus dem vergangenen Gespräch aufgethan haben für das Gedeihen der Kunst. Seht nur, ob nicht die Mondlampe recht auserlesene Schimmer hereinwirft auf den frischen, thauigen Rasen, und ob nicht die Teiche mit ganz eigener Anmuth die

nächtigen Himmelsgewölbe zurückspiegeln! Und die Erlen strecken ihre saftgrünsten Blätter dem süßen Lichte zum Versilbern entgegen, und die Tannen erbauen dunkle Kämmerlein mit ihrem tiefernsten Gezweig, darin der Mondsstrahl Verstecken spielen kann, wenn er schlafen gehen will, oder irgend artige Neckereien vorhat. Seht, seht, ihr Freunde, das Alles ist so lieblich einig zum holden Spiel, und horcht nur, wie verspätete Nachtigallen noch drein flöten und Mücken summen, und fernher eine Zither ganz einfältiglich und lieb aus irgend einem einsamen Häuslein oder Laubengange schwirrt! — So laßt im süßen Frieden, — und warum denn sollte das immer und absolut unmöglich seyn? Spielt doch das kleine Männchen im grauen Mantel, das schon eine ganze Weile lang hinter uns drein wallt auf Koboldmanier, seine Rolle dort auch recht hübsch und lobenswerth mit in das Ganze hinein! — so laßt uns im süßen Frieden ringen nach der göttlichen Kunst, und, — aber thut mir den einzigen Gefallen, und denkt mir jetzt bei meinen Worten nicht an das Mindeste, was Satyre heißen könnte oder Spaß! — und sie schwebt uns wahr und wahr-

haftig von den Sternen hernieder, und wandelt uns die Welt zum Himmel um."

„Nein, lieber Herr," sprach der Meister sehr ernst und feierlich dazwischen, „nein doch, das thut sie Euch wahrhaftig nicht. Das Umwandeln der Erde zum Himmel, mein' ich. Ach Du lieber Gott, da gehört weit eine höhere, heiligere Hülfe dazu, und auch vermittelst deren gelingt es nur für einzelne, göttliche Augenblicke, zum Angeld auf die selige Erfüllung, wo Glauben sich in Schauen wandeln wird. Muthet Ihr Eurer Kunst dergleichen überirdische Dinge zu, so versengt sie sich ihre bunten Flügelein, und taumelt — arme, dunkle, verunstaltete Motte! — gestalt= und machtlos auf den Grund. Nein, nein, treibt keinen Götzendienst mit Eurer Kunst. Da würdet Ihr ja verzerren zur übermüthigen Sünde, was der liebe Gott uns Allen bescheert hat zur süßen, unschuldigen Lust! O nein, Ihr lieben Herren, mißdeutet und verderbt Euch doch ja die fröhliche Gabe nicht."

Leopoldi blieb nachdenklich stehen, und blickte — man war jetzt eben auf einen freien Rasenplatz hinausgetreten, — scharf in des Meisters vom Monde angestrahltes Gesicht. „Was ver=

stehen Sie unter dem Worte Kunst?" fragte er. „Und wie viel oder wie wenig gilt Ihnen dieser Begriff?"

„Ja, lieber Herr," entgegnete der Meister langsam und freundlich, „mit gelehrten Ausdrücken und Wendungen werde ich mich Ihnen nicht deutlich machen können. Also, bitte, thun Sie hübsch bei Zeiten Verzicht darauf, eine Definition zu hören, oder wie sonst in Ihrer Sprache ein Ding von solcher Art heißen mag. Was ich Ihnen sagen kann, hab' ich übrigens großentheils schon gesagt: nämlich, daß mir alle die Uebungen, die sie Kunst nennen, — sey es Komödie, Versmachen, oder Malen oder sonst dergleichen, — daß sie mir vorkommen wie ein schönes, liebes, artiges Spiel, zu Trost und Aufheiterung uns mitgegeben auf die schwere Lebensbahn, wie etwa auch Blüthen, Nachtigallen, Kanarienvögel, Mondenschimmer und Abendroth, und was eben solcher Engelsspiele mehr sind. Engelsspiele! O ja, fürwahr! Denn in ihnen allen waltet noch so ein Paradieseslicht oder Klang oder Duf vernehmlich und hold für alle Menschen, die reinen Sinnes und kindlichen Herzens sind. Ei meine lieben Herren, Sie

können sich's gar nicht genugsam vorstellen, wie ich mich auf diese Weise an einem hübsch lustigen oder so recht feierlich ernsthaften Stück in ihrem Theater ergötzen kann, und dem lieben Gott recht aus ganzer Seele dabei danken für den unschuldigen Spaß, den er seinen Menschenkindern vergönnt, und für die herrlichen Ahnungen, die daraus hervortauchen, wie Sonnenlichter aus der Fluth, endlos Hohes, Himmlisches verkündend aus dem wundersam bewegten Spiegel. Aber wenn Sie Paläste darauf bauen wollen, oder gar Kirchen, oder gar heidnische Götzentempel, — nein, liebe Herren, da geht Alles unter: Baumaterial und Lust und Himmelsahnung, und wohl gar der Baumeister selbst und seine Zuschauer hinter ihm drein! Und das verhüte doch gnädiglich der liebe Gott!"

Er faltete andächtig seine starken, treuen Hände, und sahe mit dem mondverklärten Antlitze ernst und heiter gen Himmel.

„Der Meister" — flüsterte Manhoff bewegt in Leopoldi's Ohr — „scheint es um ein gut Theil besser zu wissen, was die gerühmte Kindlichkeit der Kunst bedeute, als viele unserer klugredenden Kritiker, ein Paar Dutzend ordi-

naive Sonettenmacher noch gratis mit in den Kauf gegeben.“

„Moorwald aber faßte voll innig tiefer Rührung des Meisters zusammengefaltete Hände, und sprach feierlich, helle Thränen in den Augen:

„O Meister, Eure Worte schließen mir es auf, was ich als ein Dichter soll und kann und darf! Oder vielmehr: nicht Eure so ganz deutlich, — deutlich, wie man's allenfalls auch von einer Rechnung fordern könnte, — herausgesprochenen Worte thun es so ganz eigentlich, wohl aber ein ernstes, mildbegränzendes, hold anregendes Geisteswehen, das aus ihnen in meine Seele dringt, vernehmlicher und heller, als ich es auszudrükken vermag. Seht, Meister, Ihr tretet als ein heiterer, versöhnender Obmann ein, zwischen furchtbar streitende Parteien, die mein inneres Leben in ihrem Ringen verstört haben, — ach oft recht grausenvoll verstört und zerrissen haben, — bis auf diesen Augenblick! — Ihr sollt, Ihr müßt Alles wissen! Und wer jetzt eben hier umhersteht, höre in Andacht und Wehmuth zu, denn es gilt das innigste, schmerzhafteste, lieblichste Geheimniß einer Menschenbrust!“

Er holte tief Athem, sah wie ein Träumender, die Augen für einen Moment Erschließender, umher; — dann faßte er wieder die Hände des Meisters, beugte sich darüber mit stillweinenden Augen hin, und sprach mit weicher — man darf in solchen Fällen wohl sagen: aus dem Herzen heraufdringender Stimme Folgendes:

„Ich habe mein ganzes Leben einem Mädchen hingegeben, — einem Engel an Schönheit und Güte — ach mein ganzes, ganzes Leben diesem Einen Geschöpf'!"

„Da haben Sie nicht gut daran gethan, lieber, junger Freund;" sagte der Meister, tief innerlich von Mitleiden bewegt. „Ach, lieber Gott, man soll ja nur Dich so recht aus ganzer Seele lieben, und wenn man dies Gefühl an ein Geschöpf verschleudert, — und sey es auch das allerherrlichste Geschöpf! — so geht ja doch nur Gram und Reue aus dem nothwendig verunglücktem Experiment hervor! — Und der arme, verirrte Mensch baut sich dann statt des versunkenen Götzenbildes wohl ein neues, und findet dort eben so wenig, oder weniger noch, was er suchte, und hat abermals der Creatur

Gottes, die nun einmal für solch ein abgöttisches Treiben weder taugt, noch taugen soll, ein entsetzliches Unrecht gethan, und geräth damit am Ende in lauter sinnverwirrende, wohl gar zuletzt seelenverderbliche Zweifel hinein, — um Gotteswillen, junger Herr, hüten Sie sich! Sie scheinen mir auf einem gar verderblichen Irrwege zu wandeln, um so gefährlicher wohl, da Ihnen — nach einigen frühern Reden zu schließen — die erhabene, tiefbedeutsame Gabe des Dichters zu Theil geworden ist. Und dies edle Gut will gar keusch und feierlich gehütet seyn, wenn es seinen Besitzer nicht in grund- und bodenlose Abgründe verlocken soll."

„Ich habe die heilsame Angst empfunden, lieber Meister, die Ihr mir einflößen wollt;" sagte Moorwald. „Ach Gott, ich habe vielleicht noch etwas darüber empfunden! Und daher wohl bin ich den Menschen oft so verstört und herbe erschienen, und bitte Jedweden um Verzeihung, — recht aus voller, inniger Brust! — den je mein unzusammenhängendes Betragen geängstet oder geärgert hat. — Seht, lieber Meister, das Mädchen meiner Liebe hat einen frommen, ehrwürdigen Vater, einen Mann, der so recht

innig treu auf Gottes Wegen geht, — und dem kommt es vor, als sey die weltliche Dichtkunst eben nichts anders, denn ein lügenhaftig eitles Spiel, und von mir, von mir hat er begehrt, ich solle der süßen, gottbeschiedenen Gespielin, welche die Menschen meine Muse zu nennen pflegen, — ihr solle ich entsagen für alle Zeit, wenn ich daran denken wolle, sein Kind je meine Braut zu nennen!"

„Ihr wähltet?" — fragte der Meister, und seine funkelnden Augen schauten wie ganz tief in des Dichters Seele hinein. —

„Ich wählte" — flüsterte Moorwald — „o Himmel, ich wählte sehr lange, — ich wählte ja eigentlich bis auf diesen Augenblick fort und fort. — Aber nun" — setzte er mit festerer Stimme hinzu — „nun ist es mit dem Wählen zu Ende. Nun bleib' ich meiner Gottesgabe getreu, denn aus Euern Worten hab' ich ja klar und zuversichtlich vernommen, daß es damit keine Sünde ist, wenn man es nur auf die rechte gottgefällige Weise treibt. Und so mag denn allenfalls mein liebstes Erdenglück darüber zusammenbrechen, —

in Euerm frommen, kindlichen Sinne, lieber Meister, sprech' ich voll heiterer Entschlossenheit: es lebe die Poesie! Und da mir die holde Gottesgabe zu Theil geworden ist, will ich ihrer pflegen in keuscher Innigkeit, und nicht von ihr lassen um keines Leidens und keiner Freude willen auf der ganzen Welt!"

„Da thun Sie recht daran auf Ihre Art, mein junger Herr," sagte der Meister. „Und Gott gesegne es Ihnen, und lasse Sie Freude erleben in Ihrem wohl nicht eben leichten Beruf. Denn wären Sie ein Dichter für nur so ein Paar Menschen, so wären Sie nicht viel anders, als gar keiner. Sind Sie aber ein Dichter für Viele, so werden Sie auch Anfechtungen erleiden für Viele und von Vielen. Das sage ich Ihnen hiermit vorus, denn so ist es mit jedem ausgebreiteten Berufe. Da helfe Ihnen nun der liebe Gott, daß Sie niemals in Zaghaftigkeit versinken und noch minder in Uebermuth hochherfahren. Vor Allem aber halte er Sein heiliges Wort in Ihnen fest, und lasse Sie eben so wenig dreistes Spielwerk damit treiben, als es jemalen verläugnen. Sie haben

ein Schweres übernommen, junger Herr, aber wenn Sie es treiben, als ein frommes Kind, zum schuldlosen Ergötzen Ihresgleichen, und im steten Wandeln vor Dem, Der Alles sieht, und im steten Rufen zu Ihm, so wird es Ihnen gelingen damit in Freud' und Leid, in Zeit und Ewigkeit! Amen!" —

Der junge Dichter hatte sich unwillkürlich geneigt, der Meister ihm eben so unwillkürlich seine rechte Hand auf das Haupt gelegt. —

Da streifte der kleine graue Mann, welcher sich schon längst nahe zu den Sprechenden gehalten hatte, an ihnen vorüber, und sprach, Moorwald's Hand fassend:

„Amen! — Und Morgen früh um zehn Uhr erwarte ich Sie, mein lieber Schwiegersohn und Dichter, zur Verlobungsfeier mit meiner Tochter."

Er war alsbald im nächsten Baumgange verschwunden. —

Moorwald streckte die Arme nach dem theuern Manne aus, — dann faltete er die Hände zu-

sammen, blickte himmelan, und weinte recht helle, helle Freudenthränen gegen den hellen Mond hinauf. Die Andern standen eine Zeitlang still und heiterfeiernd um ihn her. Endlich sagte Leopoldi, des Dichters Hand fassend:

„Glück auf, junger Mann! Viel tausendmal Glück auf!" — Denn was aus dem Munde dieses wackern Mannes kommt, der mein College im Consistorium ist, und — wie ich wohl sagen darf — mein guter Freund, — das ist nichts minder, als ächtes, zuverlässiges Gold! Hat er lange mit Zweifeln gerungen, so hat er es desto ehrlicher mit Ihnen und seinem einzigen Kinde gemeint, der holden, jungfräulichen Anna, zu der ich Ihnen und zu Ihnen ihr hiermit meinen recht freudigen Glückwunsch bringe!"

Er drückte ihn voll herzlicher Theilnahme an seine Brust; der Jüngling aber konnte noch immer nichts im Zusammenhange sprechen, sondern seufzte nur fort und fort unter Freudenthränen:

„O Du gütiger, Du unaussprechlich gnädiger Gott! — O meine beste Erdenfreude mein! Und bestätigt mir, — bestätigt mein so fürchter-

lich mir angefochtener lieber Beruf! — O nun will ich ja auch so recht sehr dankbar seyn und so recht sehr froh! Und hilf Du mir, daß ich Wort halte! Denn an und für sich ist ja auch der beglückteste Mensch doch nur ein armes, taumelndes Geschöpf! Aber nicht wahr, Du hilfst?"

Er lehnte sein Gesicht an Leopoldi's Herz, und weinte heiße, selige Thränen. —

Als er nach einer Weile wieder emporblickte, suchte sein dankendes Auge den Meister.

Der war nicht mehr zu sehen. Nur ganz leise hatte er beim Fortgehen in Manhoffs Ohr geflüstert: „mich viel tausendmal und gehorsamst zu bedanken! Die Herren haben mir heute Abend gar mannigfache Ehre und Freude erzeigt, und nun ist Alles ganz ausnehmend gut." — Damit war er in eine Seitenallee gegangen, und kam nicht wieder zum Vorschein. —

Wie nun die andern Dreie in heiterer Betrachtung dem Thore zuwandelten, sagte Moorwald:

„Daß ich nur mindestens wüßte, wie er hieße, der mir diesen so verworren beginnenden

Abend zu einem Vorhof einer ganzen Reihe von seligen Tagen gestaltet hat!"

„Hm" — entgegnete Manhoff — „Meister heißt er für uns Alle! Als solcher hat er sich für Jedweden von uns bewährt."

„Darüber würde sich die treue Seele ausnehmend wundern;" sagte Leopoldi; „wohl gar sich einigermaßen erschrecken."

„Eben darum!" sagte Manhoff, und die beiden Andern gaben ihm Recht.

6.

Ueber den sogenannten falschen Waldemar.

Unter den mannigfach wechselnden Erscheinungen der Geschichte gibt es eine, welche die Einbildungskraft mit ganz eignem Zauber ergreift, und welche sich einige Mal in den verschiedensten Klimaten, ja an zwei Endpunkten Europa's, in Rußland und Portugal, wiederholt hat. Ich meine das Wiederauftreten eines todtgeglaubten Fürsten, sey es nun, daß, wie in Rußland, ein schlauer Betrüger sich der ehrwürdigen Gestalt anmaßt, und sie zu frevelhaften Spukereien mißbraucht, sey es, daß, wie bei dem Portugiesischen Sebastian, noch eine Wolke des Zweifels und der Unsicherheit über der Erscheinung schwebt. Vorzüglich aber in diesem letztern Falle regt sich unser Gemüth lebendig auf, und sehnt sich, das Geheimniß zu durchdringen, zugleich von einer geheimen Hoffnung angetrieben, der Wiedergekehrte sollte sich

als ächt bewähren. Es ist als sey eine solche Gestalt ein sinnliches Vorbild von der Erfüllung unsres schönsten Wunsches, der Wiedervereinigung mit theuern Gestorbnen, und wir finden die Spuren dieses Gefühls, wie alles ächten Gefühls, auch in der Sage wieder. Man gedenke nur an den hellenischen Protesilaos, oder, was uns und dem vorliegenden Stoffe näher steht, an König Artus von Britannien, dessen Wiederkehr noch in spätern Jahrhunderten dem Volksglauben eine Hoffnung blieb, und vielleicht manchem noch lebenden Bergbewohner in Wales nicht unmöglich vorkommt.

Wir Brandenburger haben ein Phänomen dieser Art in unsrer Geschichte, das ohne Zweifel zu den denkwürdigsten seiner Gattung gehört: wie Markgraf Waldemar, der letzte des Anhaltinischen Hauses, und, allgemeiner Ueberzeugung nach, schon im Jahre 1319 verstorben, gegen das Jahr 1348 sich als Pilger in den Marken wieder sehen läßt, endlich sich vollkommen als rechtmäßiger Herr ankündigt, welcher wegen Gewissenzweifels um zu nahe Blutsverwandtschaft mit seiner Gemahlin, heimlich fortgepilgert sey, nun aber wieder komme, um seinen Vettern von

Sachsen und Anhalt ihr Recht auf seine Erbschaft zu erkämpfen gegen Markgraf Ludwig den Aeltern, Baierschen Hauses; wie auf Zureden der ihn fast durchgängig anerkennenden Ritterschaft und Stadtgemeinden, und mehrer bundsverwandter Fürsten, dieser Waldemar die Zügel der Regierung selbst ergreift; wie König Karl der Vierte ihn anerkennt, und vor Frankfurt an der Oder ihn feierlich belehnt; wie endlich nach fast neunjährigem Kampfe Waldemar, vom Könige Karl verlassen und verleugnet, seine Unterthanen durch eine feierliche Urkunde an Markgraf Ludwig den Römer, seines ersten Gegners Bruder, weist, und seine übrige Lebenszeit ehrsam und ruhig in Dessau bei seinen ehemaligen Mündeln, den Grafen Albrecht und Waldemar von Anhalt, beschließt.

Wenn man ganz einfach diese historischen Facta erwägt, scheint es fast unbegreiflich, wie so viele, ja fast die meisten brandenburgischen Geschichtschreiber, an dem wieder aufgetretenen Waldemar vorübergehen wie an einem ganz entschieden und schmählich entlarvten Betrüger, und mehrst ohne Bedenken die Behauptung seiner

Gegner wiederholen: er sey ein Müllerknecht gewesen, ehemals in Markgraf Waldemars Diensten, und nachher durch Markgraf Ludwigs Feinde zu seinem Gaukelspiel herausgestutzt und unterrichtet. Wenn wir uns einzig auf die Chroniken verlassen, so behält diese Partei allerdings Recht. Aber kein einziger Chronist läßt sich auffinden, der zu der Zeit, wo der rückgekehrte Pilger noch herrschte und kämpfte, geschrieben hätte. Alle verfaßten ihre Werke erst später, als schon das Baiersche Haus wieder im vollen Besitze der Marken stand, der deutsche Kaiser den einst Erkannten verläugnete, der Papst sogar, der am längsten an Waldemar glaubte und festhielt, den Bannfluch, gegen dessen Widersacher gesprochen, zurücknahm, kurz, als der Ausgang schon vollständig gegen den Pilger und seine Anhänger entschieden hatte. Diese Bemerkung gehört dem würdigen Gelehrten Beckmann, so wie auch der größte Theil der folgenden. Da aber seine Noctes Joachimicae, im Jahre 1750 geschrieben, deren erster Theil eine Disputation de Waldemaro reduce enthält, und auch seine Anhaltische Geschichte wohl in weniger Leser Händen seyn mögen, hat man es

nicht für Unrecht gehalten, vieles Wichtige daraus zu benutzen.

Betrachten wir zuerst die Gründe, welche König Karl den Vierten und die mitverbundenen Fürsten bewegen konnten, einen solchen Betrug auszudenken und zu unterstützen. Man wollte das Baiersche Haus vom Markgrafthume verdrängen, heißt es, und die Anhaltischen Erben wieder darin einführen. Zugleich gedachte Karl für seinen Beistand noch diese und jene Provinzen an sein Haus zu bringen. Dazu aber genügte das evidente Näherrecht der Herren zu Sachsen und Anhalt. Sie waren von Kaiser Ludwig dem Baier bei der Belehnung seines Sohnes übergangen worden, unter dem Vorwande, sie hätten ihre Lehen nicht zeitig genug nachgesucht. Das konnten sie aber nicht wohl früher thun, weil das Reich damals zwei Gegenkaiser hatte, und sie nicht offenbare Partei nehmen wollten. Zudem hing ihr Herz mehr nach dem Oesterreichischen Friedrich, als nach dem Baiern hin. Dieser Entschuldigungsgrund war wenigstens auf allen Fall stark genug für Karl den Vierten, der nun sie einmal begünstigen, die Baierschen Herren aber stürzen wollte;

stark genug auch für die Brandenburger selbst, bei denen Herzog Rudolph von Sachsen eine große Partei hatte. Ja, unmittelbar nach Waldemar's Tod oder Verschwinden und dem Absterben des letzten Erben Heinrich, war schon Rudolph als nächster Agnat des Askanischen Hauses fast ohne Widerspruch in den Besitz der Marken getreten. In einem Schutzbriefe, den er als Landesherr für den Bischof von Brandenburg ausfertigte, unterzeichnen sich als Zeugen der Propst von Bernau, und die Herren von Alvensleben und von Rochow, als seine getreuen Räthe. Die meisten Städte der Mittelmark gingen einen Bund ein, sich fest bei Herzog Rudolph und seinen Erben zu halten. Erst Kaiser Ludwig des Baiern Sieg bei Mühlberg störte diese Sicherheit des Besitzes. Aber auch nachdem Ludwig seinen Sohn 1324 zu Nürnberg mit den Marken belehnt hatte, behielt Rudolph noch viele Freunde und Anhänger im Brandenburgischen, und wich endlich seinem Gegner nur vertragsweise, und nach Empfang einer bedeutenden Entschädigung für gehabte Unkosten *).

*) S. über alles dies Gerkens vermischte Abhandlungen.

Wie leicht mußte es nicht unter diesen Umständen Karl dem Vierten werden, unter seinem königlichen Ansehn die Belehnung Ludwigs für eine väterliche Begünstigung zu erklären, die den Reichsgesetzen zuwider laufe, und deshalb ungültig sey! Wie leicht mußte sich eine Partei für die Sächsischen Erben unter den Märkern finden lassen, die ihrem Baierschen Herrn durch seine frühern jugendlichen Unbesonnenheiten gegen das schöne Geschlecht feind geworden waren, unvertrauend ihm durch die häufigen Unfälle seiner Regierung, fremd durch sein ganzes nicht norddeutsches Wesen, ja wohl auch seine Sprache! Denn damals war das Niederdeutsch noch ein allgemeiner norddeutscher Dialekt, keinesweges verbannt aus den Burgen der Fürsten und Herren, oder von den Kanzeln der geistlichen Redner. — Wozu also bei allen diesen Verhältnissen das gefährliche Spukbild eines rückkehrenden Waldemar?

Denn gefährlich war dieses Spiel allerdings; schon um der Leichtigkeit der schmachvollsten Entdeckungen willen; wie viele Greise mußte es nicht noch unter Adel und Bürgerstand geben, die den Waldemar gekannt hatten! Den Wal-

demar, der ein freudiger, prachtliebender Fürst war, sich vielmals öffentlich zeigend bei Heerfahrten und Festen, und seiner ganzen Nation ein achtsam beschautes Muster und Augenmerk. Es war also nicht nur leicht, sondern fast unvermeidlich, daß der Betrüger bei dem vielen Umherziehen in den huldigenden Städten von gut unterrichteten und gut gesinnten Rittern und Bürgern entlarvt werden mußte, oder wohl gar von Einem der vielen bundesverwandten Fürsten. Denn man wird doch nicht annehmen wollen, daß außer Karl dem Vierten, den Herzögen von Sachsen und dem Erzbischofe von Magdeburg, — diese werden gewöhnlich vornämlich als Anstifter beschuldigt, — auch die Grafen von Anhalt, die Herzöge von Pommern, von Mecklenburg und noch viele andre Fürsten einverstanden gewesen wären, einen so abscheulichen, gotteslästerlichen Trug wissentlich zu unterstützen. Und so konnte ja die leiseste Ungleichheit zwischen dem Nachahmer und dem Urbilde, das unbedeutendste Stocken des Gauklers in seiner Rolle das ganze Spiel unwiederbringlich zu Schande und Hohn zerstören. Noch außerdem stand aber zu befürchten, daß ein so außeror-

deutlicher Müllerbursche einmal zum vollen, reichsanerkannten Besitze der Brandenburgischen Marken gelangt, einmal des Herzens seiner Unterthanen versichert, nicht wieder zum Besten der Lehnsvettern würde zurücktreten wollen, wie es doch wohl die Abrede hätte seyn müssen. Ihm die geliehene Löwenhaut wieder auszuziehen, wäre ein schmachvolles, und doch immer unsicheres Unternehmen gewesen, wie es die That zeigte, als König Karl die Märker wieder unter Ludwig zurückwies, und sie nicht eher Folge leisteten, als bis ihnen ihr Waldemar in einer Abtretungsurkunde Befehl dazu gab.

Nun kommt noch die Schwierigkeit, ein taugliches Subject für dieses schändliche Spiel aufzufinden. Ein Greis mußte es seyn, ein unbekannter, sonst nie gesehener Greis, also aus niedrigem Stande, dem Waldemar zur Täuschung ähnlich, — und daß er ihm sehr geglichen habe, bezeugen auch die heftigsten Gegner des Pilgers *). — Dabei mußte er klug seyn, treff-

*) S. Micraelius, Creusingius u. a. — Auch darin kommen Alle überein: er habe viele

lichen Gedächtnisses, um das Erlernte zu behalten, und seine Lügen nicht sodann selber zu Lügen zu machen, edlen Anstandes, in ritterlichen Künsten erfahren, und der Hofsitte vertraut, seinen Führern aber blindlings, und bei sonst unbegränztem Frevelmuth, auf das gewissenhafteste ergeben und getreu. Alle diese seltnen, man sollte meinen, fast unzuvereinenden Gaben trafen die Anstifter in einem Müllerknecht an, der denn doch Waldemars Waffenträger gewesen seyn soll, um wenigstens etwas im Voraus von der Geschichte zu wissen. Aber ein Waffenträger, seinem Herrn so ähnlich, — wäre das nicht eine merkwürdige Erscheinung gewesen, Allen, die des Waldemars Hoflager besucht hatten, bewußt? Und so konnte der Greis wieder nicht unbekannt seyn, und der Betrug zerstörte sich abermals bei'm ersten Schritte von selbst. — Einen Theil der obigen Unwahrscheinlichkeiten hat man dadurch zu mildern gesucht, daß man

---

seiner Thaten und andrer ehemaligen Begebenheiten den Leuten genau in's Gedächtniß gerufen, und überhaupt um Alles auf das Beste Bescheid gewußt.

die feinen Hofsitten nicht so nöthig fand, weil ja Waldemar auf seiner fast dreißigjährigen Pilgerfahrt Vieles verlernt haben konnte. Aber so ein fürstlich ritterlicher Pilgersmann kann wohl ernst werden, tiefsinnig, schweigsam, feierlicher als zuvor, aber bäurisch auf keine Weise. Das erzählt auch keiner seiner Widersacher von ihm, und es würde doch wohl der Baierschen Partei schwerlich entgangen seyn, wenn an Kaiserlichen und Fürstlichen Tafeln, zu Roß vor den Heerscharen, bei den festlichen Einzügen in die Städte, ein Ohr des Müllerthiers, — um bei dem vorhin gebrauchten Gleichnisse zu bleiben, — aus dem edlen Kleide vorgesehen hätte. — Buchholz in seiner Brandenburgischen Geschichte scheint dies selbst zu fühlen, und macht aus dem Müllerburschen einen schlauen Mönch. Aber auch aus der Klosterzucht, aus der damals noch eigenthümlichern Klostersitte und Klosterform sollte das Abbild eines kriegsberühmten, ritterlich gewandten Helden hervorgehen? Der Mönche Ilsan gibt es nicht so viel, und wo es ihrer gibt, sind sie gekannt und berühmt, und warten nicht ihr sechzigstes Jahr ab, um auf Abenteuer zu ziehen.

Laßt uns nun einen Blick auf die Personen werfen, welche die Anstifter dieses Frevels gewesen seyn sollen. An ihrer Spitze steht König Karl der Vierte, ein Regent voll ausländischer, gewissenloser, durchaus weltlich schlauer Politik, und ihm ist wohl auf alle Weise zuzutrauen, daß er einen solchen Betrug begünstigt hätte, falls sein Vortheil damit bestand, wie er denn auch den Waldemar wieder leicht verließ, sobald ihm nur Ludwig mit dem Gegenkaiser Günther Furcht einjagte. Sein Zeugniß also hebt sich selber auf, und wird durchaus Null. Es legen zwar Schriftsteller, die Karls Anerkennung des Pilgers für nichtig erklären, als aus einem solchen Gemüthe hergekommen, auf dessen nachherigen Abfall von seinem Schützlinge großen und beweisenden Werth, ohne einzusehen, oder einsehen zu wollen, wie sehr ihr richtiges Urtheil im erstern Falle ihr Urtheil im zweiten als unrichtig kund gibt. Dazu kommt noch die seltsame Art, wie Karl zur Gegenpartei übertrat, und die offenbar gehaltlose Formalität der über Waldemar verhängten Untersuchung. Schon im Februar 1550 nämlich erfolgte Karls und Ludwigs Versöhnung, ja auch sogar des letztern feierliche Belehnung

mit den Marken, und erst bedeutend später die Untersuchung zu Nürnberg, deren Ausgang also schon im Voraus beschlossen seyn mußte. Noch dazu geschah sie unter dem Vorsitze Pfalzgraf Ruprechts vom Rheine, der zugleich Markgraf Ludwigs Anwald war. Daß Waldemar vor diesem Gerichte nicht erschien, kann man ihm wohl, nach Beckmanns richtiger Bemerkung, so wenig verdenken, als den Protestanten ihr Wegbleiben vom Tridentinischen Concilio. Der Brief, in welchem Karl IV. die Stadt Rathenow von Waldemar ab, und wieder zu Ludwig hin mahnt, ist ein Muster der Verworrenheit und schlecht versteckten Verlegenheit.

Als Hauptanstifter nennt man außerdem noch Herzog Rudolph den Aeltern von Sachsen, und Erzbischof Otto von Magdeburg, einen gebornen Hessischen Prinzen. Welche Gründe bietet denn die Geschichte dar, um beiden Fürsten einen so schmählichen Verrath zutrauen zu dürfen? Es läßt sich weder von Rudolph, noch von Otto etwas Ueblerers behaupten, als daß sie aus allen Kräften nach Vergrößerung ihrer Länder gestrebt haben, aber nie anders, als mit der of-

fenen Gewalt der Waffen, welche damals auch geistlichen Fürsten nicht unanständig war, und doch immer durch irgend einen Anspruch unterstützt wurde. Zudem war Herzog Rudolph ein frommer Fürst, worüber ihm zwar unsere unfromme Zeit nichts Besseres zutrauen wird; doch möge sie in Erwägung ziehen, daß die Männer jener Tage wirklich mit ganzem Ernste an Gott, Seligkeit und Verdammniß glaubten, und daß der Greis Rudolph wohl schwerlich eine so himmelschreiende Sünde mit jahrelanger besonnener Vorbereitung — denn an seinem Hofe soll der Müller abgerichtet worden seyn, — auf sich genommen hätte. Ein feierlicher Eid, — und auch der wog in jenen Tagen schwer, — besiegelte aus seinem und Otto's Munde Waldemars Aechtheit.

Zum Eidhelfer hatten sie unter andern den Grafen Albrecht von Anhalt, der Waldemars Mündel gewesen war, und ihn gut mußte gekannt haben. Diesem Albrecht aber und seinem jüngern Bruder Waldemar mögen selbst Buchholz und andre Gegner des Pilgers keinen Theil am Betruge geben; sie nennen sie Betrogene. Und

wahrlich, wenn sie das waren, waren sie es auf eine ungeheure Art. Denn sie erhielten den schon abgetretenen Waldemar noch Jahre lang bei sich in Dessau, erzeigten ihm alle fürstliche Ehre, als ihrem Oheim und ehemaligen Vormunde, und ließen ihn, nach Beckmann, in einer Kapelle beisetzen, wo die Gebeine unterschiedlicher von ihren Anherren ruhten, und die auch noch späterhin in Dessau die Waldemarskapelle geheißen haben soll; und diese waren seine Mündel gewesen, und hatten ihn wahrscheinlich beide persönlich gekannt.

Man pflegt noch als Einwand gegen Waldemars Aechtheit die große Freigebigkeit anzuführen, mit welcher er den Städten Freiheiten, Erlassungen und andere Gaben zugestanden habe, wie auch, daß er in Urkunden Ludwigen dennoch Markgraf nenne, und einmal folgende Worte gebraucht: Waret ock, dat wy sy in eynghen vorsprätten stukken vor unrechteden, unde dy brive on ok nicht en hylden, dy sy hebben, so schoten Sy dy Macht hebben, dat sy sich oder met andern Seeden eyme heren nalen, die on ores rechts verdedingsen. — Was nun jene Ge-

schenke betrifft, so war Waldemar von je als ein freigebiger Herr bekannt; die Stadt Stendal, für welche er eine besondere Vorliebe hegte, erfuhr dies vorzüglich, und auch der Pilger bewies ihr dieselbe Neigung vor andern Orten. Außerdem aber war es auch jetzt ganz besonders an der Zeit, die Herzen auf alle Weise für sich zu gewinnen, so daß schon die bloße Politik ein Betragen hätte vorschreiben mögen, welches in eines heimgekehrten Fürsten Seele wohl noch aus viel edleren Wurzeln entsprießen konnte. Auch Ludwig verschenkte viel in diesen Jahren. — Den Markgrafstitel, welchen Waldemar seinem Gegner gibt, leitet Beckmann theils aus dem einmal angenommenen Gebrauche ab, und weil Alles den Ludwig unter diesem Namen kannte, theils aus der ritterlichen Höflichkeit Waldemars. Ich möchte hinzusetzen, daß wenn der Pilger ein Müllerknecht war, ihm seine Führer gewiß nicht das Aufsetzen und Ausfertigen der Urkunden allein überließen, und also der Fehler doch immer von Fürsten und Rittern herkam. — Jene Clausel endlich, wo er seinen Unterthanen zugesteht, von ihm zu weichen, dafern er von seinen Verheißungen wiche, ist nicht so unerhört in einer Zeit,

wo das Verhältniß der Fürsten zu Ritterschaft und Städten fast eben so sehr einem Bündniß, als einer Beherrschung gleich sah. Wir finden dergleichen in mehreren Urkunden.

Noch will man gegen den Pilger die feierliche Beisetzung Waldemars zu Chorin im Jahre 1319 anführen, und die Unzulänglichkeit des Grundes, der ihn von Land und Leuten fortgetrieben habe. Die Beisetzung aber konnte eben so gut mit einer andern, als mit Waldemars Leiche erfolgen, und die sonstigen Schwierigkeiten vor dem Einsargen waren um so eher zu beseitigen, da sich seine Gemahlin Agnes damals nicht bei ihm befand. Der Grund aber, der ihn hinweg trieb, so seltsam er uns auch heut zu Tage ansehen mag, bewirkte in jenen gläubigen Zeiten oft nicht minder wichtige Dinge, die wir uns denn freilich durch Politik, Ueberdruß u. s. w. fast alle ohne Ausnahme zu erklären wissen. Aber daß wir sehr häufig damit dem ehrwürdigen Schatten bitteres Unrecht thun, wird Mancher mit mir fühlen, der jene Jahrhunderte liebt, und in ihren Trümmern nach edlen Schätzen gräbt.

Es sey erlaubt, am Schlusse zu bemerken, daß keine Erklärung dieser Begebenheit ihr Wunderbares nehmen kann, und daß sie zwar gemeiner, wohl aber noch weit unbegreiflicher wird, wenn wir den Müllerknecht an die Stelle des Fürsten setzen.

7.

Ein Wort über F. Schlegels gesammelte Gedichte.

(Erschienen 1809 in Berlin bei J. E. Hitzig.)

(Geschrieben im Jahre 1810.)

Inmitten eines frivolen und wandelbaren Zeitalters, wo das Ewige für Nichts, das Zeitliche für Alles gilt, und dennoch eben dieses Zeitliche, wieder auch von der frivolen Wandelbarkeit angesteckt, im unendlichen Wechsel die Nichtigkeit seiner selbst auf eine höchst furchtbare Weise predigt, — inmitten eines solchen Zeitalters überfällt den Bessergesinnten die Empfindung eines Wanderers, der den Weg in einem ungeheuern, von immer streitenden Winden endlos aufgewühlten Sandmeere verloren hätte. Die ewigen Sterne zwar leuchten durch das

sturmgejagte Gewölk tröstend und wegweisend herunter, aber wer ist so starken Auges und sichern Fußes, daß er den Blick fortdauernd da hinauf gerichtet erhalten könnte? Wer so kundig des Gestirns, daß er in jeder Wendung die Winke der strahlenden Boten unbedingt verstände? In banger Wehmuth und Ermattung sucht man auf dem Erdboden, welchem man noch immer angehört, umher, und als einzelne feste Halte in dem allgemeinen Wandel stehen Felssteine da, oft zwar bis zur Hälfte in den Sand versteckt, aber dennoch zu groß und gewaltig, um in dem sinnlosen Treiben gänzlich zu verschwinden. Auch oft weht derselbe Hauch, der sie mit Staube fast überhüllte, im nächsten Augenblicke das ephemerische Grab wieder auseinander, und zeigt die ehrfurchtgebietende Gestaltung herrlich und ganz, von der Wurzel bis zum Gipfel hinauf. Die mehrsten dieser Denkmale tragen das Moos des Alterthums auf ihrer Stirne, als da sind die urdeutschen Dichtungen, sowohl was von unsern Dänischen, Norwegischen, Isländischen und Schwedischen Brüdern ausging, wie auch was seit den Nibelungen im gesegneten Schwabenlande und andern

unsrer ehrbaren Gauen Kraft und Gestaltung gewann. Andere wieder, in neuerer, ja in neuester Zeit gebildet, stehen räthselhaft und staunenerweckend da; man weiß nicht, ob als letzte Denkmale einer schöneren Vergangenheit, oder ob als verheißende Vorboten einer heilbringenden Zukunft. Ein rüstiges Gefühl des eigenen guten Willens jedoch, und eine unauslöschbar feurige Sehnsucht verheißen dem besseren Wanderer die letztere Aussicht, und erfrischt an Kraft und Muth ringt er sich durch die Sandstrudel weiter, oder wagt auch wohl selbst Versuche zu Begründung trostbringender Marksteine für die, welche mit und nach ihm kommen.

In solchen Gefühlen tritt der Schreiber dieser Zeilen vor Friedrich Schlegels Gedichte hin, und möchte in allen Kunst- und überhaupt Sinnverwandten gleiche Gefühle erwecken; nicht eben durch seine Worte, sondern durch die Anschauung selbst, zu welcher er blos einladen will; da es doch aber oftmals erfreulich ist, sich vor großen Denkmalen der Kunst und des Lebens mit einander zu besprechen, und sich die von den erquickenden Strahlen getroffenen Herzen zu öffnen,

so sey es auch ihm erlaubt, zu sagen, wie ihm bei dieser Erscheinung zu Muthe wird.

Die herrliche Zueignung ist alsobald ein klarer Spiegel des ganzen Werks, wie sich in einer hellen Seefluth der ganze Sternenhimmel in all' seiner Weite und Mannigfaltigkeit abspiegelt.

Diese Kraft des mächtigsten Ausdrucks, von einer rechten Sommerfülle der Blüthen und Blätter und Früchte umkränzt und umwoben, ist ein Magnet, der unwandelbar nach dem ewigen Polarsterne hinzeigt, und so erfahren wir denn auch zugleich im Voraus die Richtung unserer eigenen Wanderschaft, wenn wir durch das umlaubte Felsenthor in den Garten des mächtigen Burggesteines eintreten. Da finden wir, wie es uns verheißen ward, im ersten Buche die Spiele einer glühenden, dem Schönen und Wahren als seiner angebornen Braut nachringenden Seele. Es sind noch heitere Kampfesübungen, aber deren Würde und tiefe Bedeutsamkeit sich in jedem Worte abspiegelt. Daher auch das Räthselhafte dieser Gestaltungen, welches jedoch den innigern Sinn nur mit immer süßern Banden umschlingt. Es ist fast, als ginge man durch eine Gallerie von wunderbaren Portrait-

bildern, die jedes in sich durch einen mystischen Hintergrund eine ganz eigene, unerhörte, Geist und Gemüth fassende Geschichte andeuteten, und alle wieder unter sich in einem geheimnißvollen, immer geahnten, nie begriffenen Zusammenhange ständen. Sie sehen uns wie Bekannte an, aber wie solche, mit denen wir in einem frühern, höhern, halbvergessenen Daseyn zusammengelebt hätten, oder in einer seligen, dunkel ersehnten Zukunft zu leben bestimmt wären. Die zartesten, blühendsten, ja tändelndsten Mädchengestalten blicken dazwischen hervor, aber alle haben einen, ich mögte sagen, magischen Anstrich, so, daß man sich, wie vor schönen Feyen, Elfen und Druden, von Reiz und anlockenden Schauern zugleich durchdrungen fühlt. Aus diesen Eigenthümlichkeiten, diesem räthselhaft Portraitmäßigen mag es zu erklären seyn, daß hin und her ein Beschauer vielleicht ungern die Eigennamen vermißt, welche bei der frühern Erscheinung in unterschiedenen Sammlungen über manchem der Bilder standen. So steht über dem, welches jetzt das Mädchen (S. 88.) geheißen ist, — freilich in schöner Bedeutsamkeit, und Beziehung zu den übrigen, — noch immer

für den Schreiber dieses Aufsatzes unverlöschlich, die ehemalige individuelle Ueberschrift Blanka. — Was ihn aber aus diesen Stimmen der Liebe sein ganzes Herz auflöst in Wehmuth und seliger Rührung, ist die Erscheinung der gestorbenen Kinder bei ihrer Mutter (S. 79.), ein Gedicht, wie ein Gruß aus dem Himmel, und doch wieder so menschlich lieb und traut, daß man das Nächste und Bekannteste zu vernehmen glaubt.

Die südlichen Sylbenmaße, worin diese Gedichte fast ohne Ausnahme gebildet sind, kleiden ihnen wie die wundersamen Trachten, in welchen altdeutsche und niederländische Maler ihre Gestalten vorzustellen pflegen, und tragen Vieles zu jenem oberwähnten fantastisch-portraitmäßigen Reize bei. Denn so wie unser Dichter die Spanischen und Italienischen Formen behandelt, hören sie auf, etwas Fremdes zu seyn, ohne jedoch ihren romantisch fernen Anklang zu verlieren; es ist wie Reben aus Malaga oder Neapel, am Rhein zu einer gewaltig schattenden und labenden Weinlaube zusammen gewölbt, oder auch, als ginge man durch einen Orangenhain, in welchem Langobarden und andre deutsche

Sänger sich Burgen erbaut und ihre Rüstungen aufgehangen hätten. Das Gedicht S. 97. weckt diese Stimmung mit ganz vorzüglich melodischer und herzinniger Gestalt.

Alarcos kommt uns an der Schwelle des zweiten Buches entgegen, in der erschütternden Kraft, welche seine Feinde so unbändig verletzt, seine Freunde so mächtig an ihn reißt. Es sey hier genug zu erwähnen, wie sehr er bewährt, was eben von unsres Dichters Behandlung der südlichen Formen gesagt ward, und wie bedeutender dieser Gedanke durch eine Vergleichung mit Lope de Vega's trefflichem Schauspiele über denselben Gegenstand ausgeführt werden könnte. Die wunderbare Aehnlichkeit des Deutschen und Spanischen Charakters würde dabei, aller anscheinenden Ungleichheit zum Trotze, sich auch in diesen poetischen Repräsentanten ahnungsvoll behaupten. — Wie trefflich nun das Heldengedicht Roland in Romanzen ausfallen mußte, ergibt sich nach allem Obigen von selbst. Hier sind wirklich deutsche Eroberer in Spanien, oder weit mehr als das, deutsche Glaubenskämpfer in Spanien, mit ihrem theuren Blute das schöne Land dem Herrn gewinnend, und also bei einem

solchen Gegenstande der Sänger recht auf dem ihm angebornen und von Gott ihm vorzüglich beschiedenen Felde. Es ist denn auch eines der treuesten, frömmesten, wunderbarsten und kräftigsten Nationalgedichte geworden, die wir aufzuweisen haben, und das heißt viel, denn ich beschränke meinen Ausspruch nicht auf die neuere Zeit. Ein rechter Kulminationspunkt des Ganzen ist das Lied von Roland, welches — im Strome der Zeit verhallt, — hier neu wieder heraufbeschworen ist, wie es ehemals Fränkische und andere Deutsche zu Schlacht und Sieg entzündet hat, und — man erlaube mir, nach meiner vollen Zuversicht zu reden, — nicht viel anders kann geklungen haben, als es hier klingt. Die Zeit, die bei vielem Ungünstigen und Heillosen, doch auch zum Ersatze manch ein graues, verloren geglaubtes Denkmal der Poesie heraufschafft, bestätigt vielleicht bald durch Auffindung des uralten Heldengesanges meine Ahnung.

Man sollte meinen, mit diesem Buche auf dem Gipfel der ganzen Sammlung zu stehen, indem man die umfassendsten und kunstreichsten Formen der Poesie, das Drama und das Epos, in trefflicher Ausführung erblickt hat, und man

würde Recht haben, wenn der Dichter weiter nichts wäre, als eben ein Künstler, welcher sein Herz nur insofern seinen Gebilden einströmt, als es sich im anmuthigen oder kraftvollen Spiele dahingezogen fühlt. Aber der rechte Dichter ist auch ein rechter Mensch, und wie dem Pelikan ist seiner Liebe das eigene Herzblut nicht zu theuer. So hat uns denn auch hier in diesem dritten Buche der Dichter sein höchstes, innigstes Leben dahin geströmt, und mit liebender Ehrfurcht treten wir vor diese, durch heiligen Zorn, durch heilige Schmerzen erkauften Aussprüche einer männlich schlagenden Brust. Solche Gesänge, wie die bei der Wartburg, am Rhein, im Spessart sind unversiegende Quellen deutscher Liebe und Wehmuth, sind von den Vätern unmittelbar eingehaucht, und wer sich dem ernsten Geschäfte ergibt, die alte Sage wieder heraufzusingen aus ihrem Grabe, kann sich an ihnen begeistern, wie an den uralten Liedesbronnen selbst. Das Gedicht bei der Wartburg malt das Ritterleben, nein, es erschafft es, mit einer Ganzheit, Lebendigkeit, Nothwendigkeit und Liebe, daß sich die Vergangenheit vor den Zauberworten zur Gegenwart umgestal-

tet und erfrischt. — Dasselbe gilt von den Romanzen und andern Sagengedichten, von Sanct Reynold, der die faulen Bauknechte treulich mit Fäusten schlug, vom versunknen Schloß:

„Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'."

(Es klingt wie durch selige unschuldige Kindheit aus ernster Vorwelt herauf!) — vom Schloß Frankenberg bei Aachen, dessen dichterische Geburtsstunde sich aus den trefflichen Briefen, die der Verfasser in das poetische Taschenbuch 1806 einrückte, herausahnen läßt. „Einen ganz eigenthümlichen Reiz, heißt es da, hat der Hügel bei Aachen, wo die heiße Quelle dicht neben der kalten entspringt; auf der Anhöhe bilden sich kleine stille Seen, zwischen denen wir an einem heitern Frühlingstage lustwandelten. Etwas ferner liegt, gleichfalls mitten im Wasser, die Ruine von Frankenberg, die noch aus Karls des Großen Zeit seyn soll. Die Burg ist ganz zerfallen, Schwäne zogen auf dem ruhigen Wasser, ein Kind saß an einem Brunnen und las in

einem von jenen Volksbüchern, in denen noch die schwachen Reste alter Fabel und Dichtungen fortleben." — Was nun die übrigen, noch eigenthümlicher, noch innerlicher, wenn es möglich ist, dem Herzen entquollenen Lieder betrifft, da heißt es: tretet herzu, lieben Brüder und Landsleute, und höret und sehet selbst, und lernt Euch die Sprüche auswendig, und lehrt sie Euern Kindern weiter, und ihnen recht in das Herz hinein. Dann wird die Hoffnung wahr werden, mit welcher wir diesen edlen Markstein freilich als Gränze einer bessern Vergangenheit, aber auch als Gränze einer bessern Zukunft betrachten, und die beiden, zwar unsichtbaren Gottheiten, dennoch mit Geistes- und Glaubensaugen zu erblicken meinen, wie sie sich über diesem Denkmale die kräftigen Hände zureichen. Mir aber sey es vergönnt, diese Worte mit unsers Dichters trefflichem Adelsspruche zu schließen, wie ich schon früher einmal andre Worte damit beschlossen habe. Es kann nicht oft genug gesagt werden.

„Adels Sitte."

„Mit dem Schwerte sey dem Feind gewehrt.
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,

Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Herd nicht zieh'n.
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels alte Sitt' und Recht."

8.

Natalie.

Ein Beitrag zur Geschichte des weiblichen Herzens; von Fanny.

(Berlin, bei J. E. Hitzig 1811.)

Die Gattung von Schriften, welche seit Rousseau unter dem Namen Confessions besteht, ist vielfältig dadurch angefochten worden, daß man einwandte, jedes einzelne Produkt dieser Art könne, der Natur der Sache nach, mit mehr oder minder Selbstbewußtseyn des Bekennenden, nichts andres werden, als ein Roman. Wie fast um das Gleichgewicht zu erhalten, sind dagegen seit jener Zeit die Romane großen Theils zu Confessions geworden, oft um Vieles mehr, als man der nothwendig mit einredenden Individualität des Dichters bei jeglicher Dichtung mit freudiger Bereitwilligkeit einräumt. Daß

sich aber dem Roman dieses Element näher verschwistert, als andern Gattungen, hat ein Meister schon durch die That bewiesen, und wo nur die Persönlichkeit von solcher Art ist, daß man mit Wohlgefallen und tieferer Theilnahme dabei verweilen mag, darf man ihr wohl gern das Ueberschreiten des kunstgerecht beschriebenen Gränzkreises verstatten. Nur das elende, eitle Spiegeln eines nichtsnützigen, gehaltlosen Charakters, der sich vor Andern aufputzt, damit er sich selbst für etwas Rechtes gelte, bleibe fern in alle Ewigkeit, und werde von wackern Kritikern vertilgend angegriffen, ohne alle Schonung und Huld.

Glücklicherweise befinden wir uns bei dem vorliegenden Werke im erstern Falle. Ja sogar einer seiner größten Vorzüge ist die mittelbare Polemik gegen das Wurzelübel, aus welchem die Mißgewächse des zweiten Falles entspringen. Natalie, durch eine von außen fast freudenlose Kindheit im zartesten Alter auf die Bücher zurückgedrängt, bekommt aus den Leihbibliotheken die Werke einiger Schriftsteller in die Hände, wo das alltäglichste Leben alltäglicher Menschen durch stetes eitles Reflectiren derselben über

sich, und Schreiben von sich und den Umgebungen zu einer Wichtigkeit hinaufgeschroben wird, die sich Jedermann ohne den mindesten kostspieligen Apparat auf dieselbe bequeme Weise selbst zu ertheilen vermag. Das junge Gemüth fängt auch unverweilt an, diese verderbliche Komödie mit sich selbst zu spielen, wie es denn nicht anders seyn konnte, da das Uebel so tief in uns Allen steckt, daß es auch bei minder sorgfältiger Pflege nur allzuoft hervorzubrechen pflegt. Don Quixotes grandioser Irrthum beruht auf demselben Grunde; mit dem Unterschiede, daß nur eine gewaltige Phantasie, ein kühnes, von Recht und Ehre schwellendes Herz, bereit, Leben, Wohlstand und Ruhe an das Werk zu setzen, dessen fähig ist, dagegen man unsern empfindsamen Romanenhelden nacheifern kann, ohne sich aus dem Sopha zu rühren, nur daß man nothdürftig schreiben könne, wegen der vielen Briefe und Tagebücher; auch wagt man nicht das Mindeste daran, als die Wahrhaftigkeit und Kraft des eigenen Gemüthes, welche denn aber auch um so sicherer verloren geht, meist immer auch die Reinheit dazu. Natalie jedoch, mit einer seltenen Tiefe und Festigkeit des Gemü-

thes begabt, erholt sich wieder von jenem träumerischen Herniedergleiten, und warnt nun mit kräftigen, durchdringenden Worten vor dessen alle Schrecken eines Sturzes übersteigender Gefahr. Obgleich im Verfolge alle Schlangenhäupter der Verderbniß, von dem ruchlosen Nichtglauben einer unphilosophischen Fremdlings-Philosophie an, bis auf das freche Spiel, welches ein genialthuender Schwächling mit dem edlen Herzen treibt, durch die Oberflächlichkeiten und Verwischungen der großen Welt fort, bis endlich durch einen kaum geahnten Irrweg wieder in die Gewalt eines gehaltlosen Leidenschaftlers, — obgleich auf dem furchtbaren Pfade alle jene Schlangenhäupter sich gegen Natalien erheben, bewahrt sie dennoch das Heiligthum in ihrer Brust, und bleibt ihres Heldenlieblings Voluda werth, es verdienend, ihn zu retten, und ihn endlich, als Todesengel milde das gequälte Leben lösend, zu sich eintreten zu sehen.

Die Erwähnung dieser Todesstunde sagt schon von selbst, daß der Charakter der Confessions sich nicht strenge auf die Begebenheiten des Buches ausdehnt, obgleich einige derselben durch die Namenbezeichnungen bekannter Personen in

genaue Verbindung mit der Wirklichkeit gesetzt sind. Wenn jedoch Natalie nicht so gestorben ist, so fühlt es ein dem Ihrigen verwandtes Herz: sie wäre würdig und fähig so zu sterben. Ein geistreicher Schriftsteller hat dergleichen Todesscenen mit dem Selbstbegräbnisse Karls des Fünften verglichen. Aber auch dies hatte seine sehr ernste und rührende Seite, und so jene Bildungen, wenn sie recht aus dem Herzen kommen, auch.

Nach allem eben Gesagten fällt das Betrachten des Ganzen als eines mit poetischer Freiheit erzeugten Kunstwerkes weg, welches auch schon der Titel einigermaßen ablehnt und bevorwortet. Daher enthält sich denn die Kritik der sonst billigen Rügen, über die zwischen den Strom der Erzählung sich etwas breit hindämmenden und oft den künftigen Gang desselben allzudeutlich verrathenden Reflexionen: bemerken freilich muß sie es, daß eben darin bisweilen Spuren jener früheren Verbildung auftreten, aber doch so selten, daß mehr die Wahrheit des Gemäldes dadurch beurkundet, als sein Genuß unterbrochen wird. Billig sodann preist sie die Anmuth, Sicherheit und Reinheit der

Sprache, wie auch die oft bewunderungswürdige Kraft, mit welcher die Verfasserin einzelne Gestalten und ganze Gruppen vor das Auge herauf zu beschwören weiß. Der Moment, z. B. wie Natalie als Kind von der Landreise zurückgelassen wird, läßt wohl nicht leicht ein Auge trocken, und Voluda's letzter Eintritt haftet wie ein feierliches Gemälde in der Seele. Mit freudiger Ueberzeugung sey vorzüglich den Leserinnen zugerufen: Tretet herein, schauet an mit Ernst und Liebe, und es wird Euch wohlthun in Geist und Herz!

Als die obige Recension schon längst geschrieben war, kann mir ein anderer Roman derselben Verfasserin im Manuscripte zu Gesichte, und über dieses Werk auch einige Worte hinzuzufügen, kann ich mich nicht enthalten, da es mir Geist und Gemüth auf das Durchdringendste angeregt hat. Reflektirend ist es eben sowohl, als Natalie, eben sowohl der Zeit, in welcher wir leben, gänzlich angehörig, und deren reines Erzeugniß. Aber ein reines Erzeugniß im edelsten Sinne des Wortes. Denn die erhabenen Irr-

thümer, welche das Leben der Heldin aufzehren, sind als solche in all ihrer schauderhaften Größe dargestellt, und dennoch immer von den religiösen Sternen durchleuchtet, die ihm als Wahrheit zum Grunde liegen, und ihre versöhnende Auflösung in Gott möglich und nothwendig machen. Bleiben wir dabei, das Ganze als ein feierliches Nachtgebilde zu betrachten, so laßt uns den herrischen Prinzen darin einen Blitz nennen, in seiner Blendung und herrlichen Schreckensgewalt vollkommen diesen furchtbaren Boten Gottes vergleichbar, die im unbewußten Dahinstürmen so viel Noth und Pracht und Segen über die Erde bringen. Die Nachtigallen sangen doch auch wohl zwischen die glührothen Kreise bisweilen durch. Und so vermählen sich auch hier Heldenthum und das zarteste Liebesgefühl auf eine höchst anmuthige Weise. Mängel, wie in Nataliens Geschichte, lassen sich hier gleichfalls auffinden, aber in weit minderer Anzahl, und weit unbeträchtlicher in sich selbst. Ja, sie sind nur auf eine einzige Stelle des Buches zusammengedrängt, und man weiß nicht, ob sie zu heben wären, ohne dem Werke zum Theil seine eigenthümliche Physiognomie zu benehmen, als eines

Kindes unsrer Zeit. Daß diese Zeit auch zuweilen historisch mit klaren Augen unverkennbar durchschaut, regt wohl manches Herz zu noch heißerer Theilnahme, und zu noch süßeren Schmerzen an.

9.

Andeutungen.

Wie soll man solchen Menschen begegnen, die sich gar nicht in die obige Aufschrift passen wollen? — Solchen nämlich, die gar nichts andeuten, oder wohl gar zwei= — und schlimmsten Falles mehr als hundertdeutig sind? — Wie soll man's? — Antworte, Du Autor, der Du Andeutungen schreiben willst, und Dich in eben diesem Augenblick über die Lösung der vorliegenden Frage in großer Verlegenheit befindest, — denn Du sollst ja eben heute Abend eine Gesellschaft besuchen, wo Du auf ein kleines Heer von Dir ganz fremden Geistern rechnen kannst, und auf kaum ein einziges treues Herz! — In einer Verlegenheit stehst Du, wo Du höchstens vor Gott und einigen ungesehenen Freunden seufzen darfst:

„Es sieht nicht absolut schlecht in mir aus! Wenigstens jage ich dem Guten, dem Ewigguten

nach, jage ihm voll inniger, tiefer Sehnsucht nach. Und deshalb möchten in Gottes Namen ungestört hundert und zwanzigtausend Augen geradezu in mich hereinblicken. Verderb' ich aber mit meinem innern Mühlwerke Euch, liebe Damen und Herren, irgend eine anderweitige Jagd, — o bitt' Euch, so zieht mir nicht allzutolle Fratzen darum mit Euern anmuthigen Gesichtern! Ich suche die guten Bahnen, und wünsche, falls Ihr andern Geschmackes seyd, für mich nur ein ruhiges Unbemerktseyn zwischen Euch hin! — Oder, wenn es Euch recht wäre, möchte ich lieber ganz und gar nicht unter Euch vorhanden seyn. Aber das will sich nicht schikken. Also eine Nebelkappe! O lieber Zwerg Alberich vom Isenlande her, eine Nebelkappe! Ich habe ja einen Sigurd gedichtet, der mit Deinem Siegfried zusammenhängt! Also? —"

Aber halt! — Es ließe sich wohl noch allerhand Witziges oder Unwitziges hierüber sprechen und schreiben. Aber es taugt allzumal nicht. Denn die einziggültige Antwort heißt:

Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet!

Lieber, huldreicher Vater im Himmel, beschere mir Kraft zur Erfüllung dieses heiligen Wortes, und Allen, die es gut meinen, und sich schwach fühlen, gleich mir! — Und somit:

„Von ganzem Herzen einen schönen, lieben, guten Abend, liebe Gesellschaft!"

Ist Dir es zuweilen zu bange in der Brust? So recht sehr bange, als wolle nun jetzt, eben jetzt alle irdische Lebensfreude von Dir abfallen, wie in einen bodenlosen Abgrund hinein! Und von außen ja steht noch Alles um Dich her scheinbar und nach vernünftiger Ansicht ganz fest! Es ist ja von gar nichts Ueblem oder auch nur entscheidend Großem die Rede! Alles ist, wie gestern, und wie es vermuthlich auch morgen und vielleicht noch viele Jahre hindurch seyn und bleiben wird, und die Bangigkeit liegt nur ganz allein in Dir, und Du gibst sie für Krankheit oder Thorheit aus, oder für eine finstre Ahnung. — Sie ist aber das alles Dreies nicht, sondern etwas unendlich Besseres. Eine Mahnung ist sie an die Ewigkeit, an die liebe, schöne, unaussprechlich selige Ewigkeit. Zweifelst Du? O so über-

laß Dich nur dem wundersamen Gefühl einmal ganz, aber im Gebet und in rücksichtlos kindlicher Demuth, und erwarte, was Dir daraus erblühen wird!“ — Was gilt's, Du gibst mir nach der ersten Probe Recht?

10.

Ueber den Spruch:
Nemo ante mortem beatus!

„Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen!“ — Ein ernstes, vielbedeutendes Wort, und seit es der weise Solon an den macht- und geldstolzen König Crösus ergehen ließ, in allen europäischen — auch wohl zum Theil asiatischen — Zungen nachgesprochen! — Wie nun aber ein recht entschlossener Heide — ich meine: so Einer, dem selbst sein Elysium nur ein problematisches, oder ein blut- und freudeloses homerisches, oder eine trübe, von Nebeln überwallte ossianische Nebelhalle bleibt, überhaupt Einer, dem das Diesseit Hauptsache, das Jenseit Nebensache ist, — wie der irgend einstimmen kann in diesen Spruch und auch nur die Heiterkeit eines Augenblicks dabei zu erfahren vermag, das geht weit über meine Begriffe hinaus, und, wie ich

zu glauben geneigt bin, weit über die Begriffe jedes besonnenen Menschen. — „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen," oder gar, wie es der Lateiner mit noch strengerer, ja wahrhaft furchtbarer Energie ausdrückt: „Niemand vor seinem Tode glücklich!" — Da käme es ja fast heraus, wie Falstaff's Ehrenkatechismus: „Wer hat die Ehre?" — „Der gestern gestorben ist!" — Und Ehre, ei nun, wer ihr nachjagen will, thue es allenfalls auf eigne Gefahr, wenn er meint, dazu verpflichtet oder organisirt zu seyn! Er wird noch immer Dissentirende genug finden, die da meinen, ein gutes Gericht Spargel, ein weiches Bett und dergleichen sonst noch, sey ihnen lieber. Aber: „Glück! Glücklichwerden!" Nicht wahr, das wollt Ihr doch alle? Alle, wie Ihr auch irgend über die Ehre denken mögt, und worin Ihr auch irgend Euer Glück zu setzen gedenkt! Und nun sollt Ihr nicht eher bei Euch und Andern für glücklich gelten, als bis es mit dem Glücke selber vorbei ist! Bis Ihr in eine Region gekommen seyd, die Ihr entweder für Vernichtung haltet, oder doch für unzugänglich der Abgöttin, die Euch nun erst einen Kranz auf das Grab werfen

kann, mit der Inschrift: „Er ist glücklich gewesen!“ — „Gewesen!“ Entsetzliches Wort, und sehr nahe mit der Verwesung verwandt! — Ihr werdet gekrönt mit dem Kampfpreise, wann Ihr den Zuschauern und Mitkämpfern und Allem, was Rennbahn und Sitze füllt, unsichtbar geworden seyd, sehr möglicher Weise das Alles auch unsichtbar ist für Euch, auf keinen Fall Euch aber irgend etwas mehr angeht! —

Was ist denn also Euer Ruhm? Was Euer Gewinn?

Nichts! —

Entsetzliches Wort, wo es die Ausbeute eines ganzens Daseyns gilt! —

Waren denn also wirklich jene Heiden wahnwitzig? Oder gar blöd- und stumpfsinnig? —

Das eben kann man doch nicht von Menschen annehmen, die unter Andern ihres Gleichen oft hoch und herrlich dastanden, ja noch immer so dastehn für diese späte Nachwelt, und sich zweifelsohne so erhalten werden für alle kommende Zeit. Also — wie meinten sie es sonst? Damit sich doch einigermaßen mit der scheinbaren Unvernunft die wirkliche Vernunft zusammendenken lasse!

Dient zur Antwort:

Sie meinten es um viele Klafter tiefer, als sie es mit dem berechnenden Verstande wußten. Und das geht viel öfter so, als man es wohl denken sollte, ja, bei jedwedem ächten menschlichen Bestreben geht es so. Wer kennt den Gang der Wurzeln, die in das Unsichtbare hineinreichen, und die es doch eben nur ganz allein sind, daraus der grüne, schattengebende Baum sein herrlichstes, liebstes, erquickendstes Leben hernimmt! — Seit aber uns der höchste Gärtner von den heiligen Geheimnissen der segenreichen Wurzelkraft dasjenige offenbart hat, was uns Noth thut, läßt sich von solchen an und für sich unzugänglichen Dingen noch Einiges mitreden. Und da sehen wir denn, wie nicht nur die alte Sagenwelt bisweilen von Lichtern einer frühern, dem Paradiesesmenschen eigenen und in Schuld verlorenen Erkenntniß durchleuchtet wird, sondern auch eben diese seligen Ahnungslichter noch da spielen und winken, wo der Philosoph sich einbildet, aus seinem eigenen Ich die rechte Anschauung Gottes und seiner selbst herauszugraben. Ja, auch da noch — in der Poesie hat man es ihm wohl meist immer gern

zugestanden — aber auch in der Philosophie noch redet der sehnende, suchende Menschengeist oft so unendlich Besseres, als ihm selber bewußt war! Von jeder nicht in absichtlicher Unreinheit beflekten Zunge tönt die ewige Weissagung! —

Niemand vor seinem Tode glücklich!

Herrliches, wahrhaftes Wort! — Denn Glück im höchsten Sinne bedeutet ja Seligkeit!

Und ob wir auch selig sind hienieden, sind wir es doch nur im Glauben und im Hoffen, im Schauen noch nicht. Ja, mit Furcht und Zittern sind wir es, und sollen wir es seyn, denn wir tragen den Schatz im irdeneu Gefäße. Und eben weil er so köstlich ist! Weil er im Heraufblitzen aus der Umhüllung uns so unaussprechlich erfreut, — wenn er nun dennoch verloren ginge. — Erschrecklicher Gedanke! Geahnt zu haben, erfaßt schon beinah sein unaussprechliches, sein von Ewigkeit her für Ewigkeit bestimmtes Heil, und —

Nein, ich mag, ich darf Dich nicht hinschreiben, Du allerentsetzlichste Möglichkeit! — Und wir haben ja einen Wächter bei uns! Der hält

uns, wenn wir straucheln, und sorgt, daß wir das irdene Gefäß nicht vor der Zeit zerbrechen und den köstlichen Schatz nicht daraus verlieren. Doch hat es auch unartige Kinder gegeben, die sich absichtlich von Ihm losrissen. —

O laßt uns vorsichtig wandeln!

Aber hört denn die Besorgniß während eines so wichtigen, so entscheidenden Weges wohl jemals auf? —

Schlimm, wenn sie es thäte! —

Und steigert sie sich nicht bisweilen zur Angst? —

Ganz unvermeidlich! —

O alter Grieche, wie wahr denn hat Deine ahnende Seele gesprochen: Niemand vor seinem Tode glücklich! Und aus Herzensgrunde dürfen wir's hoffen: Du wirst nach dem letzten sauern Schritte sehr glücklich geworden seyn, und laßt uns mit den Worten des Dichters — unsre Zuversicht aber ja recht aus höchstem Quelle schöpfend — auch in Bezug auf den alten Solon hinzusetzen:

Wir treffen nach vollbrachter Reise,
Wer's treu gemeint, ihn dorten an!

11.

Noch Etwas über den Tod.

„Noch Etwas?" höre ich eine gewisse Klasse von Lesern sagen. „Ueber so einen widerwärtigen Gegenstand sollte man kaum Einmal sprechen; und nun hat sich der überlästige Autor im vorigen Aufsatze noch nicht einmal satt gekrächzt, sondern fängt in diesem frisch wieder von vorne an."

Lieben Leute, erwiedre ich darauf, wenn Ihr wirklich meint, den Tod aus der Welt hinaus zu schimpfen, oder hinaus zu witzeln, so versucht es auf Eure Gefahr. Was mich betrifft, ich kann Euch zu dem Experiment nicht eben rathen, sondern möchte vielmehr, Ihr befreundetet Euch bei Zeiten mit einem Gaste, der doch mit ganz unwidersprechlicher Gewißheit durchaus irgend einmal erscheinen muß, vielleicht morgen, vielleicht auch heute schon. Gestern ist er freilich nicht gekommen, aber das ist auch Alles, was

Ihr mit Zuversicht über den Zeitpunkt seiner Erscheinung aussagen könnt.

Doch für diesmal habe ich es nicht eigentlich mit Euch zu schaffen, sondern mehr noch mit mir, und mit andern Leuten, denen es eben wie mir ergeht: die sich nämlich bisweilen nach dem ernsten Boten sehnen, in jeglicher Stimmung aber sich klar bewußt sind, nicht nur daß er kommen muß, sondern auch daß er als ein Gesandter vom lieben, himmlischen Vater kommt, und also zum Heil aller guten oder doch gutseynwollenden Kinder; dennoch aber können sie sich eines gewissen Schauders nicht erwehren, wenn sie nun recht lebhaft an sein wirkliches Hereinbrechen denken.

Ich meine, ich habe schon weit früher ein ähnliches Gefühl gekannt.

In meiner Kindheit nämlich — vor etwa vier- fünf- und dreißig Jahren — hielten es die Aerzte für gut, den Kindern ungefähr alle Vierteljahr etwas Medizin zu geben, von wenig oder gar keiner Wirkung, aber von ziemlich widrigem Geschmack. Meine lieben, sorglichen Aeltern beobachteten die Vorschrift sehr gewissenhaft. Eigentlich nun hätte ich mich auf einen solchen

Arzeneitag freuen sollen, denn die Lernstunden fielen aus, und nach einem durchspielten Vormittage folgte bei Tische ein Gläschen gezuckerten Weins. Aber ich thörichter Knabe ging doch immer am Vorabende mit ängstlichen Gefühlen zu Bett, und wenn ich nun Morgens früh erwachte, war es mein inniger Wunsch: „ach käme doch Mutter mit der Arzenei noch nicht!“ Und wenn sie dann nun wirklich vor mir stand mit Wasserglas und Löffel, — ein plötzliches Schrekken rieselte durch meine Glieder, ein Schrecken, als geschähe ganz etwas Ungeheures und Unerwartetes! — Aber damit war denn auch ziemlich das Schlimmste vorüber. Das Schlucken der Arzenei war freilich bitter, doch niemals so bitter, als ich mir es vorgestellt hatte, — und dann die Freude auf den lieben, freien, fröhlichen Tag! —

Nun, lieben Freunde, ein solcher Tag steht auch uns bevor, nur daß er niemals wieder untergehen wird! — Frisch denn also dem bittern Arzeneistündlein entgegen! Ausbleiben kann und wird es nicht; deshalb macht nicht thorenhafterweise die Augen davor zu, wie der Strauß vor dem Jäger. Sagt Euch vielmehr recht sehr oft,

daß es kommen muß, jedesmal aber auch zu-gleich, daß es aus Vaterhänden kommt, und der ewige Freuden- und Friedensmorgen unmittelbar hinter ihm! — Was gilt's, dann werden wir auch so leben, daß der liebe Vater uns seine verzeihende Milde zeigen kann und seine überschwängliche Huld! — O es ist noch in keines Menschen Herz gekommen, was er uns Herrliches bereitet hat! Verderbe nur ja Niemand Ihm und sich selber die Freude! —

12.
Eine Andeutung.

Gewöhnlich, ja wohl ausschließlich denken wir uns bei dem Worte Starrsinn etwas Tadelnswerthes. Die Sylbe starr bezeichnet freilich eben nichts Liebliches. Dennoch loben und lieben wir es unter gewissen Verhältnissen sehr, wenn Jemand — geistig oder leiblich — dem ihm Gegenüberstehenden starr in die Augen sieht. Wo nun das ein Mensch bei Zeiten, d. h. immer, mit dem unvermeidlichen Augenblicke des Todes thut, sieht er natürlicherweise über Vieles — Gottlob beiweitem nicht über Alles in der Welt! — aber doch wirklich über sehr Vieles geradezu hinweg, oder doch dran vorbei, und mag also von den Andersgestellten, die geflissentlich am Tode vorbeisehen, — nicht drüber weg, denn das thut nur Jener, und zwar nothwendigerweise zugleich mit, — für starrsichtig und starrsinnig ausgeschrieen, auch nach Befinden der Umstände ausgescholten werden. Aber Gott bescheere jedem ehrlich Wollenden einen recht tüchtigen Starrsinn solcher Art! — Die sogenannten Refugiés verließen in solcher starren Gesinnung ihr Vaterland Frankreich, und keine spätere Lockung zur halben Glaubensfreiheit rief sie je wieder dahin zurück.

13.

Etwas über den Don Quixote des Cervantes, nebst einer Nutzanwendung.

Es steht oft mit dem Leben und Tode der Bücher so wunderbar und räthselhaft, daß ihnen der römische Dichter nicht unbillig eigen waltende Schicksale zugeschrieben hat. Doch ist damit noch keineswegs Alles abgemacht, so wenig, als wenn man denselben Satz auf Leben und Tod der Menschen anwendet. Irgend etwas müssen die Schicksale doch finden, um ihre Handhabe einzusetzen, und wenn man auch wirklich einen fatalen Eigensinn der dunklen Gewalten im Liegenlassen des Vortrefflichen annehmen will, so können sie doch bei'm Hervorheben einer Erscheinung nie durchaus willkürlich zu Werke gehn, eben weil da von etwas Positivem die Rede ist. Es verlohnte sich demzufolge gewiß der Mühe,

nachzuforschen, woran mittelmäßige, bisweilen wohl scheinbar ganz schlechte Bücher emporgehoben wurden, um wenigstens ein Paar Jahre lang über den Häuptern der Zeitgenossen zu schweben, und meist immer würde sich irgend eine achtbare, nur übersehene Eigenschaft der überschätzten Werke auffinden lassen. Oder sollte diese wirklich durchaus fehlen, so müßte sich die Mühe des Suchens belohnen im Entdecken der höchstwunderbar zusammentreffenden Umstände, die das Nichtige mit dem Nimbus eines bedeutenden Etwas zu überkleiden im Stande waren, und es so durch eine Art von Luftspiegelung scheinbar in die Höhe brachten. —

Bei dem Werke, welches als Ueberschrift diese Blätter ziert, ist es nun freilich keinesweges schwer, viele Vortrefflichkeiten aufzuzählen, die ihm seinen hohen Platz in der Literatur fast aller neuen Völker verdienen konnten, aber wenn der treffliche Junker von Mancha nothwendig die Liebe und Lust vieler Menschen an sich ziehen mußte, so gibt es doch wieder in seiner Erscheinung äußere Verhältnisse, die sich der weitausgedehnten Bewunderung seiner ritterlichen

Fahrten hemmend in den Weg stellten, und nicht eben leicht zu überwinden waren.

Erwägen wir zuerst das ganze damalige Verhältniß der spanischen Literatur zum übrigen Europa.

In unserm Deutschland brauchen wir noch heut zu Tage das Wort „spanisch" für etwas Seltsames, ganz Wunderliches und Unerhörtes, und beweisen auch zuweilen mit der That, daß uns die Eigenthümlichkeiten jenes edlen Volkes noch immer ziemlich unverständlich geblieben sind. Ich brauche nur an manche, ja an die mehrsten Urtheile über Calderon zu erinnern. Denn macht er sich auch wirklich mit der tiefen, aus seinem frommen Innern sieghaft strömenden Heldengewalt der Poesie und Gesinnung vielfach Bahn, so bleibt dennoch die Menge der Leser und Zuschauer weit mehr in Staunen und Erschütterung versteint, als wahrhaft gerührt und erhoben, und selbst unter den Besten gibt es welche, die sich von den Fremdartigkeiten der spanischen Lebens- und Theatersitte dergestalt verletzt fühlen, daß sie lieber den gigantischen Labestrom gänzlich meiden, als sich durchdrängen wollen zwischen den ungewohnten Hecken und

Gestäuden, die ihn umblühen. Daß Calderon überschwänglich entschädigt wird, indem ihn erhabene deutsche Gemüther zu ihrem Liebling erkiesen, solche, deren Beifall schon allein im Stande wäre, ein ganzes Dichterleben mit all seinen Schmerzen und Mühseligkeiten zu lohnen und in lauter Erhebung und Freude zu wandeln, — ich weiß es wohl, und freue mich von ganzem Herzen darüber. Doch auf unserm gewählten Standpunkte haben wir es mit der Menge zu thun, und wenn ihr noch jetzt, bei weit vermehrter Universalität und poetischer Bildung, das Spanische allzuspanisch vorkommt: wie erst in Cervantes Zeitalter und den nächsten zweihundert Jahren nachher!

Frankreich stand in jenen Tagen freilich dem nachbarlichen Spanien geistig etwas näher, als jetzt. Noch Moliere ja muthet in seinen Lustspielen dem gebildeten Publiko als etwas Nothwendiges zu, es müsse spanisch verstehn, so etwa, wie ein heutiger Theaterdichter bei dem unsrigen die Kenntniß des Französischen voraussetzt. Aber fing nicht schon um Cervantes Epoche Frankreich an, sich mit misverstandnen aristotelischen und selbsterdachten Regeln zu verpalli-

fadiren gegen alles Kühne und Große, was eine originelle Poesie etwa im Auslande hervorrufen könne, oder auch in Frankreich selbst? Und steigerte sich dieser Versuch nicht mit überraschender Schnelle zum vollständig organisirten akademischen Despotismus? Diese Fragen bejahen sich auf's unwiderruflichste, wenn man die Uebersetzungen betrachtet, in welchen man den edlen Ritter von Mancha jenseit der Pyrenäen auftischte. Da ist ein Wesen mit ihm getrieben, wie noch kein Roßtäuscher es ärger mit einem Gaul getrieben hat, den er unkenntlich zu machen gedenkt. Und dennoch entzückte der verstümmelte Don Quixote Frankreich, und eben großentheils durch Frankreichs dazumal vielgeltende Vermittelung das übrige Europa, obgleich er das Unheil erlitt, bei dem Durchgange — als müsse er noch ein recht eignes Stück seiner selbst um des Zolles willen im Stiche lassen — seinen Namen einzubüßen, indem er sich aus einem Quixote in einen Quichotte verwandelte. Eine Narbe, die er noch bis auf diese Stunde nicht gänzlich verwachsen hat! Ja, sein sprüchwörtliches Leben in dem übrigen Europa wird vielleicht nimmer davon loskommen, bezeugend, welche Vermittelung zu

der Ausbreitung dieses originellsten romantischen Epos erforderlich war.

Die Engländer erkannten das Klassische desselben so bestimmt an, daß sich Butler gar nicht einmal die Mühe gab, diesen Stamm, aus welchem sein Hudibras entsprossen war, zu verhüllen. Der irrende Ritter und sein Schildknappe galt für einen Typus, nothwendig und wahrhaft, wie irgend einer in der Natur, dem sich unbedenklich auch die geistreichste Erfindung anschließen und unterordnen dürfe. Und doch verstanden diese selben Engländer die Herrlichkeit des spanischen Trauerspiels so wenig, daß es nach momentan überraschender Bewunderung ihnen bald die Hyperbel für etwas Schwülstiges und pomphaft Naturwidriges geworden war. A priori hätte man unserm Don Quixote mit seinen ausführlichen Reden, seiner leise anklingenden Ironie, und besonders mit seinen eingeflochtnen Novellen eben kein besseres Schicksal prophezeihen sollen. Aber er drang sieghaft durch, der unüberwindliche Ritter von Mancha! —

Wie es ihm in Italien ergangen ist, weiß ich nicht genau anzugeben. Diese Zwillingsschwester Spaniens hat gegen dessen geistige Kinder

immer entweder eine stolze, wohl aus etwas Neid hervorgehende Gleichgültigkeit gezeigt, oder sie dermaaßen nach eigner Sitte umgeputzt und ausstaffirt, daß wenig Eigenes an ihnen übrig blieb. Aber der treffliche Don Quixote fand doch mindestens seiner Idee nach dort Eingang, und behauptete sich auch in dieser, hier wie überall den Umwandelungen und Entstellungen trotzend.

Seine Begebenheiten in den skandinavischen Reichen sind ungefähr die, welche er in Deutschland erlebte; wie denn überhaupt unser geistiges Einsseyn mit den uralt verbrüderten Dänen und Schweden immer deutlicher und unwidersprechlicher heraustritt, jemehr wir allerseits uns bemühen, unsre Bildung an und in der ächten historischen Wurzel verstehen und demzufolge naturgemäß fördern zu lernen. —

Und nun frage ich abermals, was hat dem Ritter Don Quixote diese allseitigen Lorbeeren errungen? Doch wohl zuversichtlich nicht das Interesse des Gegenstandes, welchen der Roman insbesondere zu bekämpfen scheint. Selbst als Cervantes seine Dichtung schrieb, und selbst in Spanien, dem ritterlichst phantastischen Lande

des Erdbodens, dachte doch zuverlässig kein Mensch im Ernst mehr an die Fortdauer oder neue Begründung der irrenden Ritterschaft; ja, ein großer Theil der Lustigkeit des Ganzen besteht eben in dem Ungeheuern der Idee, daß ein Mensch sein Leben daran setzen könne, so etwas Fremdgewordnes beleben zu wollen, voll wunderlicher Beharrlichkeit trotzend dem allaugenblicklichen, endlos fortwährendem Widerstreben der Wirklichkeit. Wie nun aber vollends das Werk seine grande tour über Frankreich durch Europa antrat und zu Ende brachte, begegnete es nicht allein keiner irrenden Ritterschaft mehr, sondern fand auch leider alle Ritterlichkeit an einer auszehrenden, unheilbar scheinenden Schwäche darniederliegen. Don Quixote focht also in der That nur allzusehr mit Windmühlen oder Phantasmen. Ein solcher Kampf indeß unterhält die Zuschauer auf die Länge nicht, es sey denn, daß ihn ein ganz eignes Prinzip von innen heraus belebe, und zu etwas allgemein Wichtigem gestalte. Ein solches Prinzip aber glaube ich in Don Quixote insofern gefunden zu haben, als wir — sey es mir vergönnt, das etwas unhöflich klingende Wort gerade herauszu-

sprechen — als wir in gewisser Hinsicht allzumal seines Gleichen sind. Der Geist, von welchem der unbeglückte Held besessen ist, könnte mit eben so vielem Rechte, als der Amor eines französischen Dichters — ich glaube: des Voltaire — uns zurufen:

„Qui que tu sois, voici ton maître!

Il l'est, il le fut, ou doit l'être."

Nicht, daß wir eben Alle an eine neue Begründung und Belebung des Ritterthumes dächten. Das fällt außer mir selber, der ich deshalb allerdings hin und wieder für einen irrenden Ritter passiren mag, wohl jetzt nur wenigen Leuten ein, und Meinesgleichen suchen — wenigstens mit Bewußtseyn — gerade die irrende Ritterschaft nicht. Aber: die Hand auf's Herz! Wer von uns Allen hat nicht wenigstens in irgend einer Periode irgend eine bestimmte Person gespielt, die er nicht eigentlich war? In der Kindheit galt das Ding für erlaubt, und war es auch, da es sich meist immer nur auf die eigentlichen Spielstunden beschränkte, man müßte denn ein sehr altkluges, d. h. unseliges Kind gewesen seyn. Aber im Jünglingsalter! Warest Du nicht der seufzende Liebhaber bei'm

besten Appetit und gesundesten Schlaf? Oder der Allerobernde, während Dein Herz in zaghafter Blödigkeit klopfte? Oder der Wissenschaftliche, an gebildeten Gesprächen sich Labende, während die Schlittenpferde durch den Kopf rannten, und Du vor einem arithmetischen Satz kaum Dir und Andern Dein unbezwingbares Gähnen verstecken konntest? Oder der misvergnügte Politiker bei'm allerbehaglichsten Gefühl Deines bürgerlichen und geselligen Zustandes? — O man könnte Seiten anfüllen mit solchen Fragen, und fände doch gewiß für jede derselben ein Herz, das, wenn es ehrlich mit sich und Andern umgehen wollte, ein vernehmliches Ja erwiedern müßte! — Und wenn diese Thorheit nur noch immer zugleich mit dem Jünglingsalter ein Ende hätte! Aber so wie Held Don Quixote schon in ganz bedächtigen Jahren stand, als er auszog, die irrende Ritterschaft wieder in den rechten Schwung zu bringen, findet er auch unter den Männern, ja unter den Greisen, Gefährten genug; ja Manchem ergeht es auch darin, wie ihm, daß er sich geheilt wähnt, wenn er Einen Donquixotismus mit dem andern vertauscht, wie der Junker von Mancha das irrende Ritterthum

mit der arkadischen Schäferlichkeit. Ich habe eine Magd gekannt, die auf eine alberne Weise das rechte Bein vorzustrecken und den rechten Arm dazu in die Seite zu stemmen gewohnt war. Fragte dann wohl bisweilen die Herrschaft: „aber kann Sie denn gar nicht anders stehen, als so wunderlich?“ so pflegte sie dienstbeflissen zu erwiedern: o ja! Warum das nicht?“ Und damit fuhr sie blitzschnell in dieselbe Stellung links. Eben so macht es Don Quixote, als er vom Ritter zum Schäfer wird, eben so machen wir es Alle bei manchem eingebildeten Ablegen einer Thorheit. — „Aber“ — fragt mich vielleicht Jemand — „so könnte man ja niemals sicher seyn, ob man mit dem Verstande gerade stände oder schief?“ — Cervantes hat dafür ein Kriterium angegeben, oder vielmehr deren zwei.

Zuvörderst: als Don Quixote — schon seiner phantastischen Thorheit halber berühmt — von dem spaßliebenden Herzog in allen Sitten des irrenden Ritterthums empfangen wird, da — und erst da geht es ihm im Herzen mit lebendiger Zuversicht auf, er sey doch wohl wirklich und in der That ein irrender Ritter. Da erst! —

Und wir Alle wissen, wie ungeheure Dinge er vorher um dieser Ueberzeugung willen erduldet hat, wie unermüdet seine Einbildungskraft auch den schmählichsten Abenteuern ein ehrendes Mäntelchen umzuhängen wußte, wie sein Muth sich keinen Fußbreit aus dem betretenen Pfade zurückdrängen ließ! Und dennoch hat er an die Wahrheit seines Unternehmens immer nur halb geglaubt bis zu jener spät aufgegangenen bestechlichen Stunde! O wie schauerlich wahr! — Momentan wird der auf sich selbst Achtsame wohl öfters ähnliche Zustände in sich anerkannt haben. Wenn Dir zum Beispiel einem Widersacher, einem mit unverkennbarer Feindseligkeit auf Deine Worte lauernden Widersacher gegenüber irgend ein unüberlegter Spruch — mit Homer zu reden — dem Zaun der Zähne entflohen war, und nun der Raubvogel niederstieß auf das schwächliche Wild: nahmest Du da nicht öfters all Deine Kräfte zusammen, um es zu vertheidigen, zu erretten, ja endlich gar es zu lobpreisen und an Deinem Busen herumzutragen als ein gar vortreffliches, ein genugsamlich zu schätzendes Juwel unter seines Gleichen? Und dennoch klopfte Dir das innere Bewußtseyn mit

der Warnung an: es ist ein recht erbärmliches Lumpending, mit welchem Du Dich da hätschelst und trägst, ein Wechselbalg voll ganz erlogenen, ekelhaften Scheinlebens! Wirf ihn doch von Dir, und laß die Raubvögel damit anfangen, was ihnen beliebt!“ — Aber Du verhärtetest Dich gegen die warnende Stimme, und drehtest Dich im wirbligen Streite herum nach allen Weltgegenden hin, bis Dir der Wechselbalg zuletzt wie etwas ganz Ordentliches vorkam, ja wie etwas, dafür Du schuldigermaaßen Leib und Leben aufopfern müssest nach ächtem Beruf. — Was Dir in so einer unglücklichen Stunde begegnete, bedroht Dich und uns Alle für die gesammte Bestimmung unsres irdischen Lebens, wenn wir die Warnung der innern Stimme überhören. Und die schweigt nur erst in sehr verstockten Thorengemüthern; ja, sie läßt in den Bessern selbst da schon sich warnend hören, wo ein an und für sich ächter Beruf in thörichter Abgötterei obenan gestellt wird, d. h. über Gott und Ewigkeit hinaus. Und wenn Dein ganzes Volk Dich priese über die Aechtheit Deiner Bahn und die Kraft, mit welcher Du sie durchwandelst, so lange Du noch in dem Idoldienst

befangen bist, reicht das Pfeifen eines Straßenjungen hin, um Dich irre an Dir selbst zu machen und an Deinem Wirken. Erst wenn Du fähig bist, Dich und Deine That in Gott zu lieben, wird Deine innere Stimme die äußere beifallrufende unterstützen, die äußere tadelnde mäßigen, daß sie Dir Dein Bewußtseyn nicht raube, den Schmähruf aber Dich verachten lehren in ungestörter innerer Freudigkeit und klarer Zuversicht auf Gott und die von Ihm Dir beschiedene Aufgabe Deines Tagewerkes.

Möge es mit uns Allen dahin gedeihen!

Das zweite Kriterium, welches Cervantes angibt, und das auch seinen Don Quixote wirklich zur Besinnung bringt, ist von sehr ernster, beinahe von trüber Art. Es ist die Gestaltung, welche die Welt und unser Streben darin, vor uns selber annimmt in der Stunde des Todes. Da fällt ganz zuverlässig Alles ab, was Lüge war in uns, aber weil dieses Abfallen eine sehr, sehr schmerzliche, nach Umständen auch wohl fürchterliche Erfahrung werden kann, so laßt uns bei Zeiten darnach trachten, wie wir nicht nur der wirklichen Sünde, nein auch, wie wir der Hanswursttollheit los werden mögen,

die uns in unsern eignen Augen für ein andres Wesen ausgeben will, als wir es sind! So in den letzten Augenblicken erst zu erfahren: Du warst niemals in Deinem ganzen Leben weder ein ächter, irrender Ritter, noch ein ächter arkadischer Schäfer! Es ist ein furchtbar schmerzender Gedanke! —

Gott sey gepriesen, mit dessen Hülfe wir auch diesem Unheil entgehen können, dafern wir selber wollen.

14.

Auswahl neuer Balladen und Romanzen. In vier Büchern, herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Helmstädt in der C. G. Fleckeisenschen Buchhandlung.

Die erzählende Muse ist allen germanischen Stämmen ganz vorzüglich lieb und eigen, vielleicht als ein Siegel mehr unsrer sich fort und fort bestätigenden Urverbrüderung mit den arabischen und persischen Völkern. Wie jene auf Sandfeldern oder in Palmenhainen, erzählen wir noch heute vor Hüttenthüren und in Palästen; denn seit uns die umherwandernden Mährchenkündiger untergingen, sind bei den geringern Ständen Volksbücher, gedruckt in diesem Jahr, bei den höhern mannigfache romantische Dichtun=

gen an die Stelle getreten, und haben sich auch wohl oft in den kühnsten Bewegungen mitsammen durchschlungen und beinah eins in das andre verwandelt. —

Die langen und doch geist- und gemüthvollen Erzählungen in den spanischen Theaterdichtungen, die Schwierigkeit, die noch bis auf den heutigen Tag manche unserer bessern dramatischen Dichter empfinden, das Epische dem Drastischen gehörig unterzuordnen, ja selbst die breite Form, in welche mancher berühmte französische Theaterbericht in Alexandrinern fast unwillkührlich ausläuft, — gehört das alles (wenn Letztres auch nur in der abgeirrtesten Abirrung!) doch eben hierher! — Sollte Jemand wider diese Ansicht die alt-isländischen kleinen Dramenlieder geltend machen wollen, so würde ich ihn auf die einleitenden Erzählungen verweisen, als deren Blüthe sie nur hervorknospen, und ohne sie ganz unverständlich seyn würden; wie wir denn auch, wo jene Vorberichte verschwunden sind, durch neue nach Kräften ergänzen müssen. Selbst die lyrischsten unsrer germanischen Dichter, die Minnesänger, flechten oft das epische Element

mit hinein, oder ein dramatisches, das nicht viel anders, als episch ist, und beziehen sich auf die vorhandnen romantisch erzählenden Dichtungen, wie auf dem ganzen Volke nothwendig bekannte Dinge. Die französischen Troubadours verfahren auf ähnliche Weise, und wem dürfen wir erst die großen Heldendichtungen der Italiener in's Gedächtniß rufen?

Eine andere Gattung erzählender Poesie ergoß sich, wie in unendlich vielen Wald- und Fels- und Wiesen-Bächen, aus dem hohen Norden herab. Das große, ganze Epos der vaterländischen Sage und Geschichte voraussetzend, spiegelten Romanzen und Balladen in Bildern kleineren Umfanges Liebe, Leid und Waffen nach, und belebten sich im Munde des nachsingenden, oft auch vorsingenden Volkes auf eine höchst anmuthige und kraftvolle Weise. So drangen sie bis nach Spanien hinüber, wo sie wieder den alten Urverwandten, den Arabern, begegneten, und, obgleich hierdurch und durch die klimatische Himmelsgluth anders gefärbt, dennoch die nordische Wurzel nimmer verläugneten.

Eine, dem germanischen Wesen dergestalt inwohnende Richtung konnte sich auch nicht verlieren, als unsere deutsche Poesie nach einem ziemlich langen Winterschlafe wieder in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die edelholden Augen erschloß. Von diesem schönen, begeisternden Zeitabschnitt sey es mir erlaubt, ein andresmal ausführlicher zu sprechen. Hier genüge es zu erwähnen, daß viele der damals gedichteten Romanzen und Balladen — oder romanzenartigen Lieder, wie z. B. Göthe's Veilchen — ihre Aechtheit durch ihren Uebergang in das Volk bewahrten, und überhaupt seitdem diese Dichtart reiche und kräftige Blüthen bei uns getrieben hat.

Aus einer so ächt volksthümlichen Gattung der Poesie die schönsten der einzeln stehenden Blumen in ein wohlgeordnetes Beet zusammenzupflanzen, war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers der vorliegenden Sammlung, und er hat seinem Geschäfte unverkennbar mit Sinn und Liebe vorgestanden. In vier Büchern führt er uns durch die Blüthen des Sängerlebens, der Liebe, des Kampfruhmes in die still verdämmernde Geisterwelt hinein. Von Göthe

und Schiller sind so viele Beiträge ausgewählt, als das Beet fassen mochte, und wie es mir scheint, war die Auswahl gut, wie denn sehr zu loben ist, daß das oberwähnte Veilchenlied von Göthe, als Romanze anerkannt, erscheint. — Was A. W. Schlegels Erscheinung in diesem Kranze betrifft, so hätt' ich eher etwas zu erinnern. Seine hier aufgenommene Kampaspe ist allerdings ein Gedicht von der höchsten Vollendung der Darstellung, und von einer Zartheit des Sinnes, wie sie nur irgend dieser Stoff erlauben wollte. Aber eben der lüstelnde und dennoch rohe Stoff läßt mich zu keinem reinen Wohlgefallen an der Schönheit des Ganzen kommen. Wie kunstreich und edel der Dichter auch strebte, die That zu mildern und zu erhöhen, es bleibt dennoch leider dabei: Alexander hat dem Apelles die Kampaspe geschenkt. Warum trat an dieser Stelle nicht lieber die herrliche Romanze desselben Dichters auf:

„Florentiner, Florentiner,
Was mag Euern Sinn bethören,
Daß Ihr Eure große Männer
Andern überlaßt zu ehren!"

Eine Dichtung, aus der sich vielleicht die Idee der ächten Romanze schon ganz allein auch dem Uneingeweihtesten deutlich machen ließe, dafern er ein Herz im Busen trägt! — Und dann fragen wir weiter: warum von Friedrich Schlegel keine Zeile? Von ihm, der uns so herrliche Lieder dieser Gattung gesungen hat, daß wir sie mit den besten der alten Zeiten freudig zusammenstellen können! Ich will hier nur an seinen Reinold erinnern, oder an:

„Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'."

Ich habe sie schon sonst wo gepriesen, aber man lobt und liebt ja das Gute nie zu oft. — Endlich und zuletzt: warum fehlen uns hier die Namen Christian und Friedrich Stolberg, Bürger und Voß? Wie gern hätte der Verfasser eine seiner freundlich aufgenommnen Dichtungen zurücktreten sehen, oder auch ein Paar davon, um den Liedern dieser lieben ehrwürdigen Sänger Raum zu geben, namentlich der tiefrührenden Stolberg'schen Romanze:

„In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolfs Heldenarm!"

Unter den Arbeiten jüngrer Dichter in dieser Sammlung verdient nach meiner Ansicht: „Alcippus“ von Rese ganz absonderlich den Preis. Würde diese eben so große als idyllisch zarte Idee in aller Vollendung der Form dargestellt, — denn da mangelt es noch hin und wieder, — ich möchte das Ganze dem Schlegelschen Arion an die Seite setzen. Und das kann ja der sehr begabte Verfasser wohl noch gern und freudig leisten. — Billig ist dem ächten Romanzensänger Uhland mehrfach Raum gegeben. Man könnte freilich sagen: noch immer nicht genug. Aber man müßte alle seine Romanzen abdrucken lassen, um solch einer Einwendung völlig zu begegnen. Von Pape und Schmidt von Lübeck sind schöne Dichtungen eingepflanzt, aber von jedem nur eine, und das ist in der That doch viel zu wenig. Von Pape ist nicht einmal ein so ausgezeichnetes Juwel hier, als er doch manche lieferte; z. B. das Mägdlein im Italischen Land, Ulysses u. s. w. können wir billig hinzufügen. — Kann denn nicht vielleicht irgend ein freundlicher Kunstgenoß dem Verfasser Nachricht geben, ob dieser Dichter noch lebt, und ob auf eine Samm-

lung seiner Werke zu hoffen ist? Er hat mir schon früh anmuthige Schauer in die Seele gesungen. So auch der Dichter Meyer, dessen

„Bleich schimmert in stürmischer Nacht
Der Mond durch die klirrenden Fenster;"

ich ungern hier vermißte.

Dagegen sind von Friedrich Kind ausnehmend liebliche Blumen gewählt, und auch mancher tiefdeutungsvolle Gesang unsres früh verewigten Apel steht mit in der Reihe.

Von den andern Romanzen gibt es doch wohl welche, die man zwar als Ergießungen augenblicklichen Gefühls, als harmlose Bilder der Heiterkeit, oder unter ähnlichen Vehikeln nicht anfechten dürfte, die jedoch in einer Auswahl ihren Platz nur sehr unvollständig behaupten.

Mögen die ausgesprochenen Rügen den achtungswerthen Verfasser nur um so deutlicher von der Wahrheit des Danks und der Theilnahme überzeugen, welche der Berichterstatter seinem Unternehmen zollt, und möge das Publikum ihn durch begünstigende Aufnahme bald in den Stand setzen, eine zweite Sammlung dieser Art folgen zu lassen, die neben dem hier

Vermißten noch manches neuere und ältere Schöne derselben Gattung enthielte. Denn, Gottlob, bei einer poetischen Literatur, wie die unsrige, ist der Katalog nicht so leicht durch eine Beurtheilung angefertigt, und minder noch abgeschlossen.

15.

Ueber anonyme Kritiker.

Der Sache Feind, dem Manne Freund! Es ist ein schöner Spruch, und es gibt auch Fälle, wo er in seine volle Wirksamkeit treten kann, z. B. in einem Kriege, wo die Unterthanen rechtmäßiger Herrscher gegeneinander stehen. In einem Meinungskampfe (werde er nun mit Schwert oder Feder geführt) sieht die Sache schon bedenklicher aus; da kann wechselseitig nur allzuleicht der Verdacht absichtlicher Verstockung aufsteigen, oder auch wohl das Geringschätzen, vermöge dessen man die unwillkürliche Verstockung als eine nicht zu entschuldigende Verstandesschwäche betrachtet. Und somit wäre es schon mit der Freundschaft vorbei, wenn auch die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe sich vollkommen wirksam erhielte, und die Herzen vor absoluter Erkältung oder Erbitterung bewahrte. Soll dennoch das Wort Freund, oder

auch nur das Beiwort freundlich irgend eine Bedeutung dabei behalten, so gehört dazu eine herzliche Achtung vor der Person des Gegners, oder wenigstens eine Art von Wohlgefallen daran, die uns zuflüstert; „der Mann ist ja doch sonst so übel nicht; er grüßt Dich ja doch freundlich, er kann mit herzlicher Gutmüthigkeit über sich und Andere lachen; er beschenkt Kinder und Arme gern;" oder irgend etwas dergleichen, woran es fast bei keinem lebenden Menschen zu fehlen pflegt, dafern man nur mit Augen hinsieht, die nicht ganz vor Ingrimm blind oder doch schielend geworden sind. Man hofft ja wohl in dieser Hinsicht etwas vom persönlichen Zusammentreffen kriegführender Regenten; sollte nicht auch zwischen Autoren und Recensenten Gutes zu hoffen seyn? Schwieriger freilich bleibt allemal der Fall, denn bisweilen ist in diesen Verhältnissen die Erbitterung größer, und die Sitte unfeiner, aber möglich bleibt er doch auch, ja sogar wahrscheinlich, weil noch immer eine unvertilgbare, anerschaffne Güte in der menschlichen Natur zu Hause ist; auch möchte der etwanige Mangel an feiner Sitte zum Erkennen und Lieben der gegenseitigen Eigenthüm-

lichkeit am Ende eben so oft förderlich als hinderlich seyn. Der Gegner aber, der uns unsichtbar trifft, rüstet unsre Einbildungskraft entweder mit einer ganz fatalen, durch und durch widrigen Persönlichkeit aus, wie sie Gottlob! nirgend existirt, oder wir sehen wirklich nur die Hand und das Schwert aus der anonymen Wolke hervorkommen, und darin liegt wenigstens durchaus nichts Milderndes und Beschwichtigendes. Ja, hätte Einer die Kraft und Gewandtheit dazu, er hiebe die Hand ohne sonderliches Bedenken ab; ein Mittel, worauf er so leicht nicht verfallen würde, auch selbst mit dem bloßen Wunsche nicht, hätte er den zu Hand und Schwert gehörigen Leib sammt Kopf und Angesicht mit vor Augen.

Aber freilich, jenes Abhauen ist schwer, denn so wie etwa ein tüchtiger Streich schwirren möchte, fliegt die Hand wieder in die Wolke zurück, und man hört wohl noch dahinter kichern: „ja rath' nun einmal; wer ist's gewesen?" Und der Inhaber der Hand setzt sich behaglich in seinen Großvaterstuhl, und braucht sie vielleicht morgenden Tages, um von dem blinden Fechter draußen irgend eine Gefälligkeit an- und einzu-

nehmen. Heißt etwa das: der Sache Feind, dem Manne Freund? Gewiß nicht in dem Sinne, wie unser ehrlich deutsches Sprichwort zuerst geredet ward. Zudem, wir Germanen haben von jeher auf den Kampf mit gleichen Waffen gehalten, und diese einseitige Anonymität ist kein solcher. „Peter ist sehr getadelt worden!" schreien alsbald Peter's Bekannte, der unbefangen eingestand: „jenes Werk ist mein." Peter antwortet dem Tadler, führt ihn vielleicht ad absurdum; — des Tadlers Bekannte wissen nichts davon, und er kommt mit dem halben bittern Gefühl weg, da er Peter'n das Ganze auszutrinken gab. Nicht als ob Peter — dafern er ein Christ und Ehrenmann ist — was darauf gäbe, dem Unbekannten eine widrige Stunde zu machen; aber dieser wußte gleich bei'm Anfange des Streites, eine tödtliche Verletzung könne ihm eben nicht beigebracht werden; er focht mit Fechtwamms und Fechtlarve den Ernstkampf gegen Einen, dem nur sein gutes Schwert zu Gebote stand; er konnte im kühnsten Ausfalle Blößen geben, und höchstens einen dumpfen Schlag dafür empfangen, aber keine Wunde; — ist das recht? —

„Aber," spricht man, „die ächte Kritik siegt durch sich selbst, und verschmäht billig jedes Rückschauen auf die Persönlichkeit des Kritikers." Lieben Freunde, ein Menschenwerk bleibt auch die ächteste Kritik noch immer, also nie ganz absolut getrennt von der Persönlichkeit dessen, der sie geschrieben hat, wie es ja auch mit den besten Kunstwerken, von Geschöpfen ersonnen und ausgeführt, eben so ist. Ueberdem ist es menschlich, wenn uns ein Riese — sey es auch mit vollem Recht — die Fenster des dritten Stockwerks einschlüge, und sich dadurch allerdings als ein ächter Riese legitimirte, gern wissen zu wollen, wie er heißt, und welches die gottgeliebten Aeltern waren, die ihn zeugten. Hatten doch schon Homer's Helden eine ähnliche, billige Neugier mitten in der Schlacht, und der Gegner zeigt sich immer gesittet genug, selbige zu befriedigen. Für jetzt indeß möchte ich nur vorzüglich aufmerksam machen auf sogenannte Kritiker, die nichts, als ein subjectives Urtheil des Gefallens oder Nichtgefallens enthalten, und zu dem Ende laßt mich mit einem erdachten Geschichten schließen.

„Eine Gesellschaft von Blumenfreunden stand bewundernd vor dem Hyazinthenbeet eines öffentlichen Gartens. „Die Dinger gefallen mir nicht!“ rief es neben ihnen, und als sie sich umsahen, war es Göthe, der so gesprochen hatte. Niemand kannte ihn genug um zu fragen: „Euer Excellenz, was denn misfällt Ihnen eigentlich daran?“ Es blieb also dabei, und Göthe ging vorüber. Doch Allen war der Ausspruch wichtig, und wenn sie auch nach wie vor die Blumen mit vollem Rechte lieb behielten, schärften sie doch öfters ihren Verstand mit Nachsinnen über die Ursachen jenes Mißfallens, und Einige darunter, die gelehrte Blumisten waren, zogen auf diesen Wink mit der Zeit viel schönere Hyazinthen.“

„Ein andermal rief es aber dort hinter einer nahen Hecke: „Die Dinger gefallen mir nicht!“ Als man durch die Blätter sah, stand ein Unbekannter dort, welcher auf Befragen zwar seinen Namen nannte, aber dennoch Herr N. N. blieb, gleich als wenn er sich gar nicht genannt hätte. Gründe hatte er nicht Lust anzugeben, und somit ging er von dannen. Man dachte aber auch eben nicht angestrengt darüber nach, sondern hatte nur seine Lust über die ganze Geschichte,

vorzüglich da man entdeckte, daß N. N., um sein Urtheil recht hörbar zu machen, eine Rolle Papier als Sprachrohr an den Mund gesetzt hatte."

Ob nun der Gärtner sich nicht dennoch ein Wenig über N. N. geärgert hat? Vermuthlich, da er ja ein Mensch war, der seine Blumen lieb hatte, und also in dieser Hinsicht einige Empfindlichkeit hegte. Aber gekränkt hätte es ihn beiweitem mehr, wäre es dem N. N. gelungen, hinter der Hecke verborgen zu bleiben, und somit müßte dieser und Seinesgleichen sich in Zukunft dichtere Hecken aussuchen, — wenn es nämlich die Bestimmung der Menschen wäre, einander zu ärgern oder gar zu kränken. Da sie aber das nicht ist, so erkläre ich auf mein ehrliches Wort, daß mein Geschichtchen gegen keinen einzigen bestimmten Herrn N. N. auf Erden angehen soll, wohl indessen gegen den gesammten Mißbrauch, der heut zu Tage mit der Anonymität getrieben wird. — Anonymität! Seltsam genug, daß sich in unsrer ehrbaren deutschen Sprache das Ding nur durch Namenlosigkeit übersetzen läßt! —

16.

Die Verlobung, eine Geschichte vom ersten April.

Am letzten Abende des Märzmonates stand ein junger Mann, den wir Ferdinand heißen wollen, vor der Thüre seiner Geliebten. Es war so dunkel, daß er sich nahe genug hinzu machen durfte, ohne von dem Vater der schönen Therese, der ihn um seiner Armuth willen nicht leiden mochte, bemerkt zu werden, aber dieselbe Dunkelheit verbarg ihn auch vor den Augen des Mädchens, welche ihn heute nicht erwartete. Er mühte sich ab, ihr bemerklich zu werden, ohne daß er es den übrigen Hausgenossen würde, und so trat er endlich in seiner Ungedult dicht an die Fenster eines untern Zimmers, worin er Lichter scheinen sah. Aber es war Theresens Vater, der mit einem fremden Manne sprach, und Ferdinand wollte schon wieder zu-

rücktreten, als er plötzlich aus dem Munde des Alten die Worte vernahm: Ja, mein theurer Herr, da sich Alles so verhält, und meine Tochter ihr Herz gewonnen hat, gebe ich sie Ihnen von Herzen gern, und Morgen soll die Verlobung seyn. — Darauf küßte der Fremde den künftigen Schwiegervater inbrünstig, und dieser begleitete ihn auf's freundlichste bis vor die Hausthür. Draußen aber wartete Ferdinand bereits, und so wie der Alte die Thür geschlossen hatte, näherte er sich dem Fremden, und sprach: Herr, wenn Sie einen Funken Ehre im Leibe haben, so schießen Sie sich morgen früh um Sonnenaufgang mit mir. Ich erwarte Sie an der Fasanerie. — Der Herausgeforderte schien über diese seltsame Anrede zwar verwundert, aber nicht erschreckt. — „Ich stehe zu Dienst," sagte er; „aber lassen Sie mich wissen, wer Sie sind, und warum ich mich mit Ihnen schießen soll." — Das Warum sollen Sie draußen hören, entgegnete Ferdinand; wer ich bin, können Sie gleich erfahren, damit Ihnen deutlich werde, wie viel Ehre Ihnen auf alle Fälle durch diesen Zweikampf wiederfährt. — Darauf nannte er ihm Stand und Namen, und verließ ihn eilig,

ohne auf irgend etwas zu hören, obgleich der Fremde noch mancherlei hinter ihm hersprach und herrief. Nur noch einmal wandte er sich zurück, und sagte: Herr, vom Zweikampf hilft Ihnen nichts auf der Welt los, als wenn Sie etwa kein Herz haben. Haben Sie aber das, so sind Sie Morgen mit aufgehender Sonne an der Fasanerie. — Damit rannte er ungestüm nach seinem Hause, begierig, seine Pistolen in Stand zu setzen, seine Briefe zu schreiben, und so dem innern Grimme, der ihn verzehrte, durch anpassende Beschäftigungen Raum zu geben.

Daheim aber fand er einen Brief Karolinens, die eine Vertraute seiner Liebe, und mit Theresen Geschwisterkind war. Durch ihre Hülfe hatten sich die Liebenden oftmals verstohlen gesehen, und nun ward er eilig wieder nach Karolinens Wohnung beschieden. Statt seiner Geliebten fand er aber diesmal Niemanden bei der Freundin, als ihren eignen Vater. Karoline, von der unvermutheten Werbung unterrichtet, hatte in so dringender Gefahr dem alten Manne Alles entdeckt, und ihn dergestalt für Ferdinands Angelegenheit gewonnen, daß er versprach, sein ganzes Ansehn bei seinem Bruder zum Besten

des Jünglings zu verwenden. „Nur“ fügte er hinzu, „halten Sie sich ruhig, und begehen Sie bis morgen Abend nicht das Mindeste, was Aufsehen machen könnte, denn Sie wissen, davon ist mein Bruder ein großer Feind, und der leiseste übereilte Schritt von Ihrer Seite würde alle meine Bemühungen unwiderbringlich vernichten.“ — Nun fiel dem armen Ferdinand seine Ausforderung schwer auf das Herz, und was ihm die ersten Verheißungen des Oheims Tröstendes gegeben hatten, raubte ihm die letzte Ermahnung unter diesen Umständen beinahe ganz. Indeß verschwieg er das unabänderliche Uebel, und bestrebte sich nur, von Karolinen etwas Näheres über seinen Nebenbuhler zu erfahren. Diese nannte ihm einen ganz unbekannten Namen, erzählte, daß er gestern bei einer Lustpartie auf das Land als eben angekommener reicher Fremder von einem Banquier eingeführt worden sey, und daß er wohl während der Paar Stunden so heftig in Theresen entbrannt seyn müsse, obgleich er sich damals eben nicht viel um sie zu bekümmern geschienen habe. Sie sprach überhaupt mit einer solchen Bitterkeit von dem fremden Jüngling, daß Ferdinand seinen

ganzen Haß wider ihn gerechtfertigt fühlte, und sich damit, so gut es gehen wollte, über die störenden Folgen seines bevorstehenden Zweikampfes beruhigte.

Mit Aufgang der Sonne stand Ferdinand an dem bestimmten Platze, entschlossen, was in Uebereilung begonnen war, rüstig und fest hinauszuführen, sich mit seinem Gegner ohne weitere Erklärung zu schlagen, und so, wenn auch vielleicht der Braut, dennoch auf keine Weise der Achtung und Ehre in eignen oder fremden Augen verlustig zu gehen. Aber der schöne Aprilmorgen funkelte immer heller herauf, ohne daß der bestellte Feind erschien, und nach zweistündigem vergeblichen Warten sprengte Ferdinand wieder nach der Stadt, unwillig zwar über die Schlechtigkeit seines Nebenbuhlers, aber doch unendlich froh über die vermehrte Hoffnung auf der Geliebten Besitz. Denn mußte nicht wahrscheinlich der Gegner in Feigheit und Verzagen bereits den Ort stillschweigend verlassen haben? Und war nicht nun um desto sicherer auf den guten Erfolg von des Oheims Fürsprache zu rechnen? — Ein Zettel von Theresens Vater wartete auf Ferdinand, seine Hoffnungen noch

erhöhend. Aber wie ward dem Freudeglühenden, als er darin zum Mittagsmahl und zur Verlobungsfeier seiner Geliebten mit dem Fremden, welchen wir bei seinem Vornamen Wilhelm nennen wollen, als ein alter Bekannter des Hauses eingeladen ward! — Er glaubte sich auf's bitterste verhöhnt, und beschloß um so sicherer, dem furchtbaren Feste beizuwohnen, und den Bräutigam durch Entdeckung seiner Feigheit nicht nur zu beschämen, sondern auch wo möglich seinem so frech und schändlich gewonnenen Glücke zu entreißen.

Eintretend in das ihm zugleich theure und verhaßte Haus, fand er Theresens Vater allein, der ihm erzählte, sein Bruder sey nach dem Bräutigam aus, welcher allzulange auf sich warten lasse, die Braut rüste unter Karolinens Beistand ihren Putz; mit welchen Gefühlen, konnte Ferdinand aus seinen eignen abnehmen. Zudem ging Karoline mit verweinten Augen bisweilen ab und zu, und bewies durch ihr Aussehen die Größe eines Schmerzes, welcher sich schon im Spiegel bloß freundschaftlicher Theilnahme so lebhaft verkündete. Der Vater sah mit verstecktem Lächeln darein, und diese kalte

Schadenfreude empörte den Jüngling um so mehr, da er auch den Oheim mit davon durchdrungen glaubte, welcher ja hingegangen war, den säumenden Bräutigam zu holen. Aber, dachte Ferdinand ingrimmig, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Wenn sie erfahren, daß ihr Held in unerhörter Memmenhaftigkeit Stadt und Braut und Alles im Stiche gelassen hat, kommt das Höhnen an mich, und scheint auch hier alle süßere Hoffnung für mich verloren, so soll es doch die der Rache nicht seyn. — Da sahe der Vater mit einemmale durchs Fenster, und sagte erfreut: endlich! Da kommen sie ja; nun darf auch die Braut nicht länger zögern. — Damit ging er, sie zu holen, und Ferdinand blieb in betäubenden Erwartungen allein.

Von beiden Seiten gingen die Thüren auf; die weinende Therese trat mit der weinenden Karoline und dem lächelnden Vater ins Zimmer, aber Ferdinand hatte keine Zeit, lange auf sie zu achten, denn ihr gegenüber erschien an der Hand des Oheims, als der erwartete Nebenbuhler, Ferdinands Bruder, schon längst in fernen Landen abwesend, und seit einigen Jahren ohne alle Nachricht verschollen.

Starr in halb freudiger, halb entsetzlicher Ueberraschung stand Ferdinand, aber Wilhelm löste ihm alsbald jeglichen Zweifel, in seine Arme stürzend, und ausrufend: „denke doch nur um Gotteswillen nicht daran, daß ich Dir Deine Braut nehmen könnte." — Die Brüder konnten vor Küssen und Thränen lange nicht zu Worte kommen. Endlich erklärte sich Alles. Wilhelm hatte nach mannigfachen seltsamen Schicksalen, für den Preis einer unermeßlich reichen Erbschaft, den Namen eines nun verstorbenen Güterbesitzers in der Fremde annehmen müssen, und war so schnell hieher gekommen, seinen Bruder zu überraschen, als ihn Theresens Erscheinung so entflammte, daß er vor Allem nach ihrem Besitze zu ringen beschloß, worauf er dann seines Bruders Nebenbuhlerschaft durch die Ausforderung erfuhr, ohne daß der aufgebrachte Ferdinand irgend eine Erklärung hatte anhören wollen.

„Daß er nun nicht nach der Fasanerie hinauskam, sagte Theresens Vater, war meine Schuld. Ich gehe da nach meiner Gewohnheit mit frühstem Morgen aus, und will mit dem Herrn Schwiegersohne was verabreden. Da er-

zählt er mir, daß er gar mein Herr Schwiegersohn nicht ist noch werden mag, sondern daß er den Herrn Bruder mit denselben Bedingungen dazu ausstatten will. So war ich denn gleich um Tagesanbruch zum Aprilnarren geworden; gewißlich der erste in der Stadt! dachte ich. Aber Therese und Ferdinand sollen mir den ersten April auch kosten! — Und deswegen gab ich meine Einwilligung nur unter der Bedingung dieser Heimlichkeit. Wen will der junge Roland denn jetzo schießen und stechen? Den Bruder oder den Schwiegervater?" — Ferdinand beugte sich dankend über seine Hand, und der Vater führte ihn zu Theresen, welche vor Freude und Ueberraschung glühend, in ihres Lieblings Arme sank. — Da zog plötzlich des Trostes Lächeln noch über ein Gesicht, auf dem bisher Bruderliebe mit getäuschter Liebeshoffnung halb schmerzlich gekämpft hatte. — „Um Gotteswillen ist denn nicht jenes ihre Tochter?" fragte Wilhelm, auf Karolinen blickend, Theresens Vater. Da trat der Oheim vor, und sagte: nein, nein, lieber Herr, wenn Sie auch den Bräutigam verwandelt haben, meine Tochter sollen Sie mit all' ihrer Kunst doch zu keiner andern machen. —

„Wer weiß?" sagte Wilhelm lächelnd, und entwickelte das frohe Geheimniß, welches sich auch ihm so eben entwickelt hatte. Karoline war die Herrin seines Herzens an jenem Tage geworden, und wie der Liebende nur seine Geliebte in der Welt sieht, hatte Wilhelm noch weniger daran gedacht, es könne mit ihr noch Eine gleiches Namens geben. Der Banquier aber, den er fragte, wies ihn eben so unbedenklich an Theresens Vater, als den viel reichern der beiden Brüder. Nun lächelte auch Karoline in süß beschämter Heiterkeit wieder auf Wilhelm hin, von dem sie sich vorher als von einem unwürdigen Flatterhaften abwandte, denn sie hatte seine frühere Huldigungen wohl verstanden. Es war eine zwiefache Verlobung, und der Oheim sagte: ich bin auch in den April geschickt, denn ich dachte nur den Bruder meines Neffen zu holen, und holte den Bräutigam meiner Tochter. Aber schelte mir Keiner den ersten April mehr! Gibt er auch ganz was Anders, als man gedacht, so wird es doch oftmalen etwas viel Besseres!

17.

Albrecht Achilles.

Ein Gemälde von Kolbe.

Ein edler deutscher Maler, Herr Ferdinand Hartmann zu Dresden, hat sich im Phoebus so würdig und sinnvoll über Anzeigen und Kritiken von Werken der bildenden Kunst erklärt, daß der Verfasser dieses Aufsatzes auf keine bessere Weise Rechenschaft über seine Ansicht und seinen Standpunkt geben zu können glaubt, als indem er sich an die Worte jenes trefflichen Künstlers anschließt. Es heißt nämlich dort, nach einer Protestation wider die Anmaßung unberufener Zurechtweiser und Beurtheiler, folgendermaßen:

„Es ist keinesweges meine Ansicht, mich im Allgemeinen gegen alle öffentliche Beurtheilungen von Kunstwerken auflehnen zu wollen, ich glaube vielmehr, daß sie von großem Nutzen für die Künstler und das Publikum seyn können,

nur muß der Beurtheiler selbst von der Idee des Schönen lebhaft ergriffen seyn, und sein Streben nach Wahrheit, dem endlichen Zwecke alles Philosophirens, beurkunden. Mag dann die Kritik noch so einseitig seyn, wenn der Beurtheiler nur den Eindruck, den das Kunstwerk auf ihn macht, rein und unverfälscht zurückgibt, hiermit seine Bemerkungen, sein Lob, oder seinen Tadel verbindet, oder auch zeigt, wie der Künstler seine Idee vollkommener hätte ausdrükken können. Diese Art von Kritik wird zwar nur einen Theil ihres Berufs erfüllen. Es kann auch dadurch dem Einzelnen Unrecht geschehen, dennoch aber ist auch sie im Stande, zur allgemeinen Bildung beizutragen, indem sie auf das Gefühl fürs Schöne wirkt und Ideen über die Kunst und ihr eigenthümliches Wesen in Anregung bringt."

Diese Anzeige will denn auch wirklich nicht mehr, und kann nicht mehr wollen, als das hierdurch Bezeichnete. Sie rührt von einem Nichtzeichner und Nichtmaler her, aber von Einem, der innige Liebe zu allen Werken der Kunst unter ihren mannigfachsten Gestaltungen empfindet, und der die Freude, welche ihm das

zu beschreibende Gemälde erregte, gern auch mit andern theilen möchte; am liebsten so, daß er Andre zur Mitbeschauung einlüde, und dadurch seine jetzige Arbeit für sie überflüssig würde.

Es ist hier die Rede von einem Rittergemälde, das der Maler Kolbe in Berlin verfertigt hat, oder vielmehr noch verfertigt; wenigstens als der Verfasser dieses Aufsatzes es zum letzten Male sah, war es nicht ganz beendigt. Der Gegenstand desselben ist allgemein in der deutschen Geschichte bekannt: wie Albrecht Achilles, Markgraf von Brandenburg, allein sechzehn Nürnbergischen Reitern eine Standarte abgewann. — Und ein ächtes Rittergemälde ist es unter der Hand des braven Künstlers geworden. In der Mitte des Bildes prangt der Held desselben, auf einem wunderschönen weißen Hengste, in prächtiger Rüstung. Sein tapfres Roß, etwas nach vorn herausspringend, hat des Fahnenträgers Gaul niedergehauen, der auf den Knieen liegt, und die blutigen Spuren seines Feindes am Kreuze sichtbar werden läßt. Der Fahnenträger hält mit beiden Händen die Stange des Banners noch fest, und blickt wild nach dem Sieger zurück; ein anderer Gegner jung und edler Ge-

bärde, ist von der andern Seite hinzugesprengt, um das Ehrenzeichen der Schaar zu retten; aber Albrecht Achilles hält es bereits allzufest in der gepanzerten linken Hand. Sein Blick trifft diese beiden Gegner schon nicht mehr. — Denn der ine liegt ja am Boden, den andern faßt sein Schwertschlag, der eben hoch in der Luft hinsauset, unbezweifelt, — nach vorwärts schaut der Sieger, wo ein tapfrer Reisiger, mit tüchtigem Streitkolben bewehrt, zu gefährlicherm Widerstande Lust zeigt. Nicht also aber dessen eigensinnig-scheuer Gaul. Dieser erkennt die Uebermacht des Fürsten und seines Rosses in rücksichtloser Naturkraft an. Wild wirft er sich herum. und reißt seinen Reiter mit sich in die Flucht. Die übrigen Gegner bluten, liegen oder fliehen, soviel deren schon hinter dem siegenden Helden sind, vor ihm staunen sie, unwillig aber scheu, des Kampfes weder fähig mehr, noch dazu entbrannt. Weit aus dem Hintergrunde heran stürmen, die lanzenbewehrten Ritterschaaren des Markgrafen, Trompeter und Hauptmann an ihrer Spitze, dem feurigen Herrn nach; von der andern Seite deuten die Mauern und Thürme von Nürnberg auf die Gegend der Schlacht.

Indem sich nun der Blick auf das Einzelne richtet, muß sich jedes Auge vor Allem von dem siegfunkelnden Antlitze des Brandenburgischen Achilles angezogen fühlen, und wie unendlich mehr noch das Auge eines Preußen, der die edlen Züge seines geliebten Hohenzollerschen Königshauses hier in den würdigsten Formen wiedererkennt. Vorzüglich dem Herrn sehen sie ähnlich, dessen liebevolle Regierung uns gegenwärtig beglückt, und wir fühlen uns auf's Innigste durchdrungen von dem ächt deutschen Ruhme der Famiiie, die wir eben so herzlich lieben, als verehren. Hoch prangt das aufgeschlagene Visier und der farbige Helmbusch über des Siegers Haupt, die kräftige schlanke Gestalt noch erhöhend; das eroberte, weiße Banner, den Adler der Reichsstadt führend, weht prächtig darüber hin. Reich geharnischt zeigt sich der Held in voller Ritterwürde, er sitzt leicht und sicher auf dem geschmückten altdeutschen Sattel; mit dem scharf angelegten Schenkel treibt er, über den niedergerittenen Fahnenträger, sein edles Roß hinaus. Dieses ist ein trefflicher Ritterhengst, stark und breit, wie es die damalige Art des Kampfes erforderte, mitfechtend, beißend

und hauend, die Ohren im Zorne angelegt. Als ein von edlem Geschlechte weißgebornes Thier offenbaren es noch außerdem die zarten, röthlichen Nüstern und die durchschimmerte Weiße seines glatten Haares. — Nächst dem Helden der Schlacht verdient der junge tapfre Bürgersmann, der ihm noch von der Seite her das Banner zu entreißen sucht, die größte Aufmerksamkeit. Sein jugendlich männliches Gesicht, sein wallend braunes Haar, — das Barett ist ihm vom Haupte geschlagen, und hängt nur noch am Kinnbande fest, der edle Zorn, der ihn beseelt, — das Alles macht ihn zu einem liebenswürdig kecken Fechter. Er ist es werth, von dem Schlage des herrlichen Schwertes, das in Albrechts Rechten blitzt, zu fallen. Dazu sprechen seine prächtigen wallenden Gewänder und die ganze Zier seines Wesens für den edlen Prunk der Stadt, der er gehört, und für seinen eignen reichen und hohen Stand in derselben. Es werden schöne Mädchen um ihn weinen. Ueberhaupt hat der Markgraf mit keinen unwürdigen Gegnern zu thun. Der verzweifelte Widerstand des Bannerträgers ist schon früher erwähnt, so auch die vergebliche Kampflust des Reisigen auf

dem scheuen Rosse, obgleich freilich auch diesen ein verdientes Geschick trifft; denn der Reiter soll seines Gaules Herr seyn, bevor er in die Schlacht zieht. Aber auch die Andern sind nicht schlecht. Manche fielen, wie wir sehen, ehe der Herr bis zum Banner vordrang, und was jetzt noch weicht und nachgibt, thut es meist mit Ingrimm, und mehr durch die Göttlichkeit des Wagestücks, als durch die verwüstende Schwere der Klinge gelähmt.

Außerdem gibt sich noch die größere Wahrscheinlichkeit einer solchen Siegesthat in der Art der Bewaffnung kund. Nur der Markgraf ist in voller ritterlicher Rüstung, der Sitte und auch wohl schon dem Wesen des Zeitalters gemäß, wo der Bürger bereits in leichterer Kampftracht die neueste Art des Kriegführens vorzubedeuten anfing. Auf das mannigfachste und malerischste wechseln die Trachten der reichsstädtischen Reisigen in Panzerhemden, ledernen Kollern, seltsamen Hüten, Baretten, Pickelhauben u. s. w. ab. Der Markgraf erntet wider sie den billigen Lohn ein, der dem Stärkern und Geübtern zukommt, dieweil er schwerere Waffen zu tragen vermag, so wie auch in unserm

erhabensten deutschen Nationalgedicht, dem Nibelungenliede, die Burgunden gegen die Heunen des gleichen Vortheils genießen. Ganz unzweideutig machen den Ausgang des Kampfes die fern heranstürmenden ganz gepanzerten Ritter auf eben so gepanzerten Hengsten, wo Reiter und Rosse, in den seltsamsten und kühnsten Formen der Bewaffnung, ein fast mythisches Ansehen gewinnen. — Ueberhaupt mag noch hier erwähnt werden, daß der Künstler, neben anderm höheren Erfolge, auch dem modernen Vorurtheil, als ließen sich Ritterschlachten wegen der großen Eisenmassen nicht gut pittoresk behandeln, durch die That trefflich entgegengearbeitet hat. Schon die reinen Formen und der erleuchtende Prunk von Albrechts Harnisch könnte der Rittertracht und Ritterzeit die Freunde der bildenden Kunst versöhnen, und nun dazu der unendliche Reichthum in der verschiedenartigen Bewaffnung der Reisigen und Knechte und der fernen Ritter! Aber freilich braucht es, um diese Vortheile gehörig anzuwenden, eines so liebevollen, treuen und genialen Studiums, als Herr Kolbe der deutschen Vorwelt oft in allen ihren verschiedenen Gestaltungen geweihet hat. — Es sey er-

laubt, noch zum Schlusse einer Eigenheit zu erwähnen, die vorzüglich bei einem so ächt brandenburgischen Nationalgemälde nicht ohne Bedeutung ist. Der Harnisch, nach welchem der Künstler Albrechts Bewaffnung malte, war im Besitz des Prinzen Ludwig von Preußen, Bruder des Königs, und gehörte früher einem unsrer Hohenzollerschen Markgrafen an.

Möchte dem Künstler Gelegenheit und Aufmunterung gegeben werden, sein Werk in lebensgroßem Maßstabe auszuführen. Es müßte eine deutsche Pallasteswand auf eine begeisternde Weise füllen!

18.

Der Dichter und sein Freund.

Erstes Gespräch.

Andrea.

Was geht doch heute mit Dir vor, mein Tasso? Du schreitest wohl sinnend auf und ab, wie meist immer in dieser Tagesstunde; Du eilst wohl manchmal an Dein Pult, aber nicht wie sonst ergreifest Du den Kiel und strömest anmuthige Dichtungen auf das Blatt. Kann wohl auch Dir die Muse einmal für Stunden die Gabe des Ansprechens Deiner innern Erscheinungen entzieh'n?

Tasso.

Es ist nicht eben das, Andrea. Aber mir steigen Zweifel auf, ob ich schreiben darf, was ich schreiben möchte.

Andrea.

Tasso, Deine Muse ist rein. Schreibe Du in Gottes Namen.

Tasso.

Rathe mir nicht allzudreist, mein liebevoller Andrea. Es ist diesmal eine seltsame Eingebung, die mich treibt, und mit einer Gottesgabe, wie sie auf mein unwürdiges, oft so sturmbewegtes Haupt herniederthaut, will sehr sorgfältig verfahren seyn. — Für heute will ich nicht schreiben. Vielleicht entscheidet sich's bis Morgen ruhig und klar in mir. Laß uns jetzt ein wenig ins Freie geh'n. Der Abend haucht schon kühl genug, die Pappeln flüstern so lieblich, der Strom funkelt so goldhell im Spätroth. Ich glaube, die Antwort auf meine Fragen wird mir ungesucht aus dem Allen und aus Deinem treuen Busen zu Theil. Oder hast Du irgend etwas Fröhliches in diesen Stunden vor, so laß mich grillenhaften Menschen allein geh'n. Die Früchte meines Wanderns, dafern sie irgend taugen, gehören Dir doch.

Andrea.

Nein, Du lieber Freund, wenn ich Dich nicht störe, geh' ich mit.

Tasso.

Komm denn.

Andrea.

Was lenkst Du doch nach der engen Pforte des Hofes, durch die man beinahe kriechen muß, um dann über das schwanke Brett des Stadtgrabens zu geh'n? Du, der Du ohnehin so leicht vom Schwindel befallen wirst! Komm doch die Paar Schritte zum Thore hinaus.

Tasso.

Ach freilich ja, vom Schwindel werd' ich leicht befallen. Aber eben deswegen, Andrea. Steht doch uns gerade gegenüber das große Haus des reichen Procuratoren: da schwindelt's mich mehr, als vor allen Stadtgraben und allen schwanken Brettern in der Welt. Und dann muß man so viele Leute grüßen, wohl gar mit ihnen sprechen, woran ihnen so wenig gelegen ist, als mir, oder wo möglich noch weniger, — thu mir den Gefallen und komm dort hinaus.

Andrea.

Wie Du willst, mein Tasso. Aber es regt sich heut wieder in Dir ein so trüber, ein so herber Geist. —

Tasso.

Meinst Du? Ach lieber, treuer Andrea, Du magst freilich wohl Recht haben. Laß uns nur erst durch alle Thürlein und Brückchen in den Pappelhain draußen gelangen, und an den abendhellen Strom. Da wollen wir weiter reden. —

Andrea.

Nun, da sind wir, mein Tasso, und thue mir Dein vielgekränktes Herz auf. Hört uns doch hier Niemand, als die Nymphen des Stroms, und mischt sich Niemand in unser Gespräch, als die freundliche Nachtigall.

Tasso.

O Nachtigall, wie konntest süß Du singen
In jenen frühern, liebeshellen Tagen!
Wie hatt' ich stets von neuem Glück zu sagen
Euch Nymphen in der sonn'gen Fluth Umschlingen!
Was ist's denn nun, das mir die Tage bringen?
Auf Thränen Thränen, und auf Klagen Klagen.
Nicht mehr mit Euch zu sprechen darf ich wagen,
Sonst müßte Klag' und Thrän' auch euch durchdringen.

Und das wär Schad' um Euch, Ihr Nachtigallen,
Und Schad' um Euch, Ihr Nymphen, sonnumfluthet,
Und Schad' um jedes heit're Maienwesen.
Ein stummer Pilger will ich fürder wallen,
Mir selber streng', all And'rem mild gemuthet,
Und so dereinst in Christi Schoos genesen."

Andrea.

Und dies fromme, sanft ergebene Lied scheutest Du Dich vorhin, aufzuschreiben?

Tasso.

Nein, nein. Was ich aufschreiben wollte, war viel anders. — Höre doch, mein Andrea, zur Zeit, als mich der Schmerz um verlorene oder wohl gar getäuschte Liebe so wild durch die Wälder umtrieb, daß mich die mehrsten Menschen für wahnsinnig hielten, —

Andrea.

Tasso, wozu jetzt die trübe Erinnerung?

Tasso.

Gönne sie mir nur. Ich will ja heute kein's der gräßlichen Bilder, keinen der entsetzlichen Träume heraufrufen, die mich damals umschweb-

ten. Ich will nur jenen Zustand mit meinem jetzigen vergleichen, um mich wo möglich zu überzeugen, ich seye glücklicher in dieser Ruhe; wo möglich, Andrea, denn, fürwahr, es kommt mir bisweilen ganz anders vor.

Andrea.

Tasso, versündige Dich nicht in Deiner Bitterkeit.

Tasso.

Davor wolle mich Gott behüten, nach seiner endlosen Gnade, und hilf Du mir Deinerseits nach Kräften! Aber eben deshalb mußt Du doch hören, wie mir zu Sinne ist. Wen die vernünftigen Leute erst einmal für toll halten, dem geh'n sie anständig aus dem Wege. Sie erwarten keine Besuche, keine Rücksichten, keine Vorsichtsmaßregeln, — kurz, nicht das Mindeste ihrer eignen Vortrefflichkeiten von ihm. Er kann weinen und lachen, wie es ihm zu Sinne ist, er kann recht einsam bleiben, Niemand dringt ihm wohlerwogene Rathschläge auf, Niemand wiegt sein Haupt hin und her über ihn mit kaltem, selbstgefälligen Bedauern; es ist nun einmal ausgesprochen, er sey ein Narr, und damit gut. Jetzt aber erkennen sie mich gleichfalls für einen

Narren, meinend indeß, dergleichen gehöre mit zum Dichter, und man müsse einige Nachsicht mit ihm haben. Dagegen müsse der Dichter, der sich noch immer als ein vernünftiger Mensch gerirt, die Nachsicht mit unglaublich vieler Rücksicht vergelten. Langsam und mühevoll genug, mein Andrea, klimmt sich's zu der Staffel empor, wo man die innere Stimme: „Du bist ein Dichter!" auch äußerlich wiederhallen hört. Bis dahin geben sie Einem nicht undeutlich zu verstehen, man sey wohl nur ein Phantast, von eitler Ruhmsucht, und einem müßiggängerischen Hange geplagt, und abgehalten von allem verständigen Thun. Das erträgt so ein strebendes Gemüth in Geduld, und denkt: „Deine Werke sollen einst für Dich sprechen!" Aber wenn nun die Werke gesprochen haben, und Alles bleibt beim Alten —

Andrea.

Beim Alten? Tasso, besinne Dich, und sey nicht undankbar gegen Dein Volk. Wie viele Kränze der Liebe und Bewunderung sind Dir schon zugeflogen; ja, sobald Du es nur selber willst, erwartet Dich der Lorbeerkranz auf dem Kapitol.

Tasso.

Glaube nicht, Andrea, daß eine thörichte Eitelkeit mich die viele Huld und Ehre, die mir zu Theil wird, übersehen läßt, oder mich nur minder empfänglich dafür macht. Ach Gott, ich weiß es, wie wenig meinem eigenen Verdienst davon gehört. Aber etwas, etwas doch will der Dichter auch auf Erden seyn, und wenn mich denn so ein vernünftiger Mensch hören läßt, dieser und jener Vers möge mir freilich wohl gelungen seyn, er glaube es sogar, weil es alle Leute sagten, aber im wirklichen Leben sey nun einmal ein Poet durchaus blind, — Andrea, dann richten mich Stolz und Zorn hoch empor, dann fühle ich es, wem Gott diese Weihe gab, den machte er nicht zugleich, wie es der Heidnischen Pythia widerfuhr, epileptisch und verrückt.

Andrea.

Tasso, mein inniggeliebter Tasso, ach hüte Dich vor diesen zornigen Erhebungen. Sie flügeln Dich wohl höher, als es dem Heil Deiner unsterblichen Seele taugt.

Tasso.

Eben deswegen, Andrea. War es denn nicht

damals besser, als ich unbeachtet, unbekrittelt in meinem Jammer, durch Wald und Wiese schweifte? — Und, Freund, nun sehe ich doch mit klaren Dichteraugen alles Schwache und Lächerliche und Ungeschickte, auch im wirklichsten Wirken Derer, die so leicht über mich hinfahren, und über meine edelsten Kunstgenossen dazu, — Andrea, dann schaut mir bisweilen ein Satyr über die Schulter, und flüstert mir ins Ohr: „schreib sie doch einmal hin auf das Papier, damit sie merken, daß Du sie kennst, und ein bischen höflicher werden. Hörst Du denn die Pfeile in Deinem eigenen Köcher nicht klirren?“

Andrea.

Um Gotteswillen, Tasso, das sprach Deine Muse nicht!

Tasso.

Und eben so etwas trieb mich vorhin an den Pult, und Du riethest mir unbedingt, ich solle schreiben.

Andrea.

Ich habe mich sehr übereilt.

Tasso.

O du sanfter, strenger, liebevoller Freund! Bescheere doch Gott jeglichem Dichter einen

Helfer Deines Gleichen auf der mühevollen Pilgerreise.

Andrea.

Mühevolle Pilgerreise. Da sprachest Du das rechte Wort, mein Tasso. Ach vergiß doch nicht, und vergeßt nicht, all' Ihr Dichter, daß wir in Adam aus dem Paradiese gegangen sind, und nun einen schweren Kampf halten müssen, himmelan durch die Klippensteige der verderbten Welt. Wollt Ihr denn, Ihr beflügeltes Volk, weil Ihr auf Gottverliehenen Schwingen recht oft hinausschweben dürft über all' die endlichen Mühen, — wollt Ihr denn nun gar nichts kosten von den Beschwerlichkeiten des Wanderns? Seyd doch froh, daß Ihr bisweilen hinab sinkt in den Staub, in das Gedränge, in die Gluth; denn ach, wie ständ' es sonst um die Läuterung Eurer unsterblichen Seele! Woll't Ihr Euch aber auf Hochmuthsschwingen retten? O die sind immer bereit. Und dann tritt auch ein Satyr an die Stelle der Muse, und in der That, er hat entsetzlich schmerzende, wohl öfters auch vergiftete Pfeile zur Hand.

Tasso.

Und sind wir denn die Einzigen, die sich von

aller Welt sollen nach Belieben drücken lassen, ohne jemals die angeborne Waffe zu heben?

Andrea.

Ein wahrhaft stolzer Dichter hätte vielleicht nicht so gefragt. Ihm würden wohl seine Waffen zu gut erscheinen für solch ein Gefecht.

Tasso.

Was aber ein Dichter leidet in solchen Stunden, — es kann's vielleicht kein andrer Mensch auf Erden so empfinden.

Andrea.

O ich fühle es ja in Deiner Seele, mein weicher, mein edler, mein leichtverletzlicher Tasso, und möchte Blut und Thränen weinen mit Dir. Willst Du jedoch der Zucht des Höchsten widerstreben? Sie hat alle Deines Gleichen getroffen vom Anfang der Welt an, und wird Alle Deines Gleichen treffen bis an der Welt Ende.

Tasso.

— Ich ergebe mich. Der Zucht Gottes ergebe ich mich in Demuth und Freudigkeit. Nur, ob die Menschen, welche dergleichen ausüben, allemal die rechte, gültige Bestallung haben, das möchte noch eine große Frage seyn.

Andrea.

Nicht Du, nicht ich können darüber entscheiden. Auch Du und ich erscheinen wohl recht oft andern als Zuchtruthen Gottes, und sind denn wir dazu berufen?

Tasso.

Laß Dich in meine Arme schließen, Du lieber Bußprediger. — Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet.

Andrea.

Und wir geh'n doch heute Abend durch die Stadt zurück?

Tasso.

Ja freilich, und ich will alle Menschen recht freundlich grüßen, die im Mondscheine lustwandeln geh'n, oder vor ihren Thüren sitzen.

Zweites Gespräch.

Andrea (eilig hereinstürzend.)

Nein, jetzt ist es mir dennoch zu arg. Maaß und Ziel halten ist etwas treffliches, aber jede

Prüfung auf der Welt hat ihr Maaß und ihr Ziel, und diesmal geht es mir wahrhaftig darüber hinaus.

Tasso (vom Schreibepult wegtretend.)

Hat Dich Jemand beleidigt, Andrea? Du weißt, ich bin Dir für jede rüstige That zur Hand.

Andrea.

Und ich dagegen sollte meinen, Du müßtest wissen, daß ich so etwas allein ausführen kann; überhaupt, daß ich ruhig und fest und kalt bin, wenn es irgend etwas gilt, das man Ehrensache zu nennen befugt ist. Aber wenn es an unser liebstes, innigstes Leben geht, und das Geschwätz ist dennoch so gestellt, daß man keinen ordentlichen Zweikampf darauf gründen kann, —

Tasso.

Von Deinem liebsten, innigsten Leben sprachest Du, mein liebevoller, inniger Freund. Da müßte mich Alles trügen, oder die Sache geht unmittelbar auf mich selbst.

Andrea.

So ist es.

Tasso.

Da es nun — Du hast ja schon bestimmt darüber gesprochen — nicht mit den Waffen auszumachen ist, wäre es freilich eben so gut, wenn ich von der ganzen Geschichte nichts wüßte; aber nun weiß ich schon davon, und so etwas Geahntes und noch Unvernommenes fällt wie ein Tropfen Gift in's Blut. Erst eine tüchtige Gährung wirft ihn wieder aus.

Andrea.

Freilich wohl.

Tasso.

Erzähle dann frisch.

Andrea.

Da saß ich unter den Zelten am Fluß, und trank mein Glas Limonade —

Tasso (lächelnd.)

Ich hätte lieber Madera getrunken.

Andrea.

Das weiß ich wohl, und ich wollte, ich hätte es auch gethan, so wäre mir das Blut rascher durch die Adern gelaufen, und ich hätte vielleicht Händel angefangen, aller Sitte und Herkömmlichkeit zum Trotz, und ich wäre des Aergers auf eine oder die andere Art los.

Tasso.

Dann hätte ich aber jetzt auch Händel, mein Andrea, entweder um Dich zu rächen, oder um Dir die Rächer abzuwehren. Und so etwas wäre mir, aufrichtig gesagt, in diesem Augenblicke fatal, da ich ein anmuthigeres Ringen vorhabe mit den Erscheinungen in meinem Innern.

Andrea.

Wenn Du aber die beiden Kerle gehört hättest, die unfern von mir ihre Chioccolata tranken! — Sie hatten Dich am Hofe zu Ferrara gekannt. Ich erinnere mich noch recht gut, wie sie sich an Dich anvetterten, weil Du dermalen Mode warst. Wie sie aber heißen, — wer kann das wissen! In fünf, längstens in funfzig Jahren weiß es ja doch kein Mensch mehr.

Tasso.

Die armen, guten Jungen! — Und kommen sich dennoch ordentlich wichtig vor, weil sie etwa mitritten beim letzten Ringelrennen, und mittanzten bei der letzten Mummerei.

Andrea.

Und dieses Volk sprach von Dir, mein Tasso, mein Dichter, sprach so obenhin von Dir, wie

ich kaum von dem Aufwärter im nächsten Kuchenladen spräche.

Tasso.

Ja, es ist nicht zu läugnen: darüber muß man sich oftmalen ärgern. Wenn so ein abgeblaßtes, veraltetes Gesicht — gegenüber auch wohl ein an Geist und Leibe bartloses — einen Künstler einmal unter den Arm gefaßt hat, thut es, als wär' es sein Vetter, wohl gar noch sein Beschützer dazu. — Den Weltweisen geht es übrigens nicht besser. Ich habe schon die Tiefsinnigsten und Erhabensten preisen hören als gute, lustige Kerle, mit denen in der That etwas anzufangen sey; man habe sie sich so angenehm nicht vorgestellt. — Aber nun weiter: was hatten denn jene guten Männlein mit mir vor?

Andrea.

Nichts und Alles. Sie kannten Dich bloß durch und durch. Sie bedauerten, daß Du einige wunderliche Schwächen habest. Sie rechneten alle verfehlten Reverenze her, die Du je in Ferrara gemacht haben kannst, sie wußten sich was damit, daß Du sie hin und her mit einer ungehörigen Frage gestört hattest, wenn sie bisweilen aufwartende Kavaliere waren, und das

winzige Geschäft ihren ganzen winzigen Verstand in vollen Anspruch nahm; — sie —

Tasso.

Kommt es noch viel schlimmer?

Andrea.

Nein, es sind nur krause Variationen auf dasselbe Thema.

Tasso.

Und Du hast Dich wirklich darüber ärgern können, mein verständiger, mein klarer, kraftvoller Andrea? — Sind wir doch schon vorlängst darüber einig, daß dergleichen unbequeme Dinge so wenig gegen die Würde und Hoheit des Hoflebens zeugen können, als Fliegen und Bremsen und Staub gegen die Erhabenheit einer kriegerischen Reiterübung.

Andrea.

Wo die Fliege sticht, oder auch nur summt, schlägt man unwillkührlich darnach.

Tasso.

Unwillkührlich; ja allerdings, und sendet ihr auch wohl noch gar ein Stückchen von Verwünschung hinterdrein. Aber in der nächsten ruhigen Minute lacht man über sich selbst.

Andrea.

Wie Du jetzt über mich.

Tasso.

Nun, dann lache ich sicherlich über mich selbst.

Andrea.

Du hast mich anmuthig bezwungen, Du frommer Dichter, Du liebevoller Freund.

Tasso.

Und laß mich's Dir ganz aussprechen, wie mir zu Sinne ist. Es kommt über mich mit der Fluth der Töne und des Reimes.

O sel'gen Dichterlebens reine Fülle,
Was kann der harte Strand der Welt Dir rauben?
Du Meer, sanft übersonnt von heil'gem Glauben,
Süß überschlei'rt von farb'ger Räthsel Hülle!

Ob's draußen an den Ufern zornig brülle,
Auf Dir ertönt's wie Flug der Schwän' und Tauben;
Ob draußen sie sich wirbeln, drehn, verschrauben,
Gereinigt spiegelt sich's in Deiner Stille.

Bisweilen auch zu schuldlos heiterm Lachen
Spielst wogend Du mit den spaßhaften Bildern;
Dann wieder perlst Du vor des Himmels Thränen.

Wer Dich befährt im stillgeweihten Nachen,
Was will der mehr, als schauen nur und schildern,
Und sich nach Gott in Deinem Abglanz sehnen.

Andrea.

Du hast mich vollkommen gestillt, ich möchte sagen: verklärt.

Tasso.

Mir ist auch so zu Muthe. Gestalten ziehen vor mir auf aus der Zeit meines Schmerzes und meiner Liebesgluth, aber sie rühren nicht an die Ruhe meiner Brust. Mir wird wie einem Zauberer, der im vollen Bewußtseyn der Kraft und Unverletzbarkeit mitten im geweihten Kreise steht, und draußenhin die abgeschiedenen Gestalten hoher Helden und Heldenfrauen, erhabener Weisen und Königinnen sieht, dann aber

auch wieder der in Liebe verweinten Erminien der zum eignen Opfer bereiten Jünglinge zarte Bilder, und zwischendurch grausam dräuende Götzendiener und blutlechzende Tyrannen, — und das Alles, das Alles ist sein, und gehört zu seinem magisch herrlichen Walten, und kann der Gewalt seines Geistes und seiner Kunst nichts anhaben; — sieh, Andrea, wenn er nach durchwachter Zaubernacht aus dem Coliseum über Markt uud Straße zurückgeht, und es lachen ein Paar lustige Knaben über seinen verschobenen Mantel, und ein Citronenweib, an deren Körbe er stieß, murrt hinter ihm drein, — hat er sich da nicht weit mehr vor Hochmuth zu bewahren, als vor Niedergeschlagenheit?

Andrea.

Freilich. Aber Frage gegen Frage. Ist das derselbe Tasso, welcher gestern Abend außer sich war, weil ein mit halber Wahrscheinlichkeit erwarteter Brief ausblieb? Nicht etwa der Brief einer Geliebten, — nein: so ein Brief, der ihm allenfalls auch auf dem obberührten Markte durch den ersten besten Mäkler hätte eingehändigt werden können.

Tasso.

Ja, mein Andrea, es ist derselbe Tasso. Aber Freundesweise ist es, daß man bisweilen die Stellen wechselt, und Einer in der Seele des Andern spricht, eben weil Einer die Seele des Andern ist. Und so haben wir es heute gemacht.

Andrea.

Und Dichterweise ist es, in einem einzigen Lichtpunkt zusammen zu drängen, was die Nacht eines ganzen Lebens erheitern könnte. Ich aber will Deine Strahlen festhalten, und sie Dir wieder zusenden, wenn die trüben Stunden kommen, und noch oft sollst Du Dich erquicken und aufrichten an manchen Quellen, die in freudiger Verschwendung des Augenblicks Deinem eignen reichen Busen entsprudelt sind.

19.

Die Schlacht von Cannä.

Nach Polybius, mit Bezug auf des Ritters Folard Bemerkungen.

Gefühle, Bilder und Ansichten! Das alles Dreies wohl im reichen Maaße bietet uns eine Schlacht dar, und vorzüglich die von Cannä, eine Schlacht, die fast den welterobernden römischen Adler auf immer gelähmt hätte, und die Herrschaft der bewohnten Erde hinübergezogen auf karthagische Seite, so daß ein ganz andres Resultat der in sich arbeitenden Volksbildungen, bezogen auf einen ganz andern Mittelpunkt, hervorgegangen wäre! Eine Schlacht, die, wenn auch spätere Ereignisse die Wichtigkeit derselben in ihren Folgen verdunkelten, doch schon an und für sich, und ganz unmittelbar nur auf dem Felde des Sieges betrachtet, den Kampf der römischen, vaterlandvertheidigenden Heldenkraft dar-

stellt gegen den übermächtigen Feldherrngeist des Hannibal, beschwingt durch die Falkenschnelligkeit seiner kühnen Reiterei, sonst meist nur durch Söldner und Bundesgenossen unterstützt. Also Gefühle, Bilder und Ansichten geben diesem Aufsatz gar wohl einen Platz unter seinen Genossen, vorzüglich in unsrer Zeit, wo das Edle und Begeisternde des Krieges, wie auch das verstandesklare Eindringen in dessen Begebenheiten nicht mehr einer einzelnen Klasse von Staatsbürgern, sondern allen Ehrenmännern von Gottes- und Rechtswegen angehört. Ich spreche also ohne Weiteres ganz als Kriegsmann, die Liebe zur Sache bei meinen besten Lesern voraussetzend, vielleicht bei mancher holden Leserin mit, welche vor den Waffenthaten des Vaters, Ehemanns, Sohnes, Bruders oder Bräutigams gelernt hat, das schöne Auge nicht ohne Wohlgefallen auf die blutigen Gärten des Siegs und der Ehre zu richten. —

Hannibal stand sieghaft in Italien. Wenn auch in Rom der überraschende Schreck nun seit mehr als einem Jahre nach dem ersten Eindringen des punischen Heeres einigermaaßen verraucht war, so hatte doch nur desto tiefer die

furchtbare Betrachtung Wurzel geschlagen: „nicht nur einen kühnen Einbruch in Italien durfte der Feind unternehmen! Nein, er bleibt mitten drinnen, durchzieht und brandschatzt oder plündert es nach seinem Wohlgefallen, und trotzt der Romulusstadt unter die Augen, bis er zuletzt wohl dennoch verderblich durch ihre Thore eindringen wird! Hispanien sucht man kühn den Feinden abzuringen, sieghaft zum Theil! Aber dennoch ist immerfort das eigne Herz bedroht mit dem entscheidenden, alle Kraft der Arme vernichtenden Todesstoß! Entscheiden muß es sich jetzt, nicht nur, ob Rom zur Weltherrschaft vollends erwachsen, nein, ob es überhaupt noch leben soll!"

In solchen Gefühlen sahen die Römer der Schlacht von Cannä entgegen; in solchen Gefühlen zog unter den Consulen Aemilius und Varro ihr Heer zu dem blutigen Wettkampf aus. Auch die Consulen des vorigen Jahres, Servilius und Attilius, nahmen im edlen Eifer untergeordnete Befehlshaberstellen an; Jeder bereitete sich, das Größte und Schönste zu thun.

Die beiden Oberfeldherren der Römer standen in Hinsicht des Characters, wie der Geburt, weit von einander ab: Aemilius, ein Patricier

von bewährtem Ruhm aus früheren Kriegen her, und hohem, eben so kühnem, als besonnenem Kriegsverstande; Varro, ein Plebejer, stolzen und heftigen Sinnes, bis dahin noch durch keine große That ausgezeichnet, begierig, seinen Namen durch diese erste und herrlichste zu erhöhen, ohne Zweifel mit großer Gewalt über die Gemüther begabt, wie sich theils aus seiner Consulwahl vermuthen läßt, theils klar hervorgeht aus dem Dank, welchen der Senat nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht an ihn ergehen ließ, dafür daß er sich dem Vaterlande erhalten und nicht an dessen Rettung verzweifelt habe. Leere Komplimente macht eben wohl keiner, der, wie damals der römische Senat, am Rande des Abgrundes schwankt, er müßte denn ein ausgelernter Komödiant oder Reverenziermeister seyn, und zu beiden Klassen war der Senat nicht zu zählen. Es muß also doch wirklich etwas Aechtes und Großes in dem unglücklichen Varro gewesen seyn, ein Etwas, das die verstörten Geister des Heeres und des ganzen Volkes aufrecht erhielt an seinem Leben, ein Etwas, das sich leichter ahnen und empfinden, als entwickeln und beschreiben läßt. Wer irgend

gefahrvolle, für das Ganze entscheidende Tage erlebt hat, wird sich erinnern, daß es Menschen gab, in deren Nähe ihm wohl und hoffnungsfrisch zu Muthe ward, während Andre ihm die neuauftauchende Lebenskraft beinah schon durch ihre bloße Erscheinung niederzupressen drohten. Und es war nicht eben allemal, daß Du von Jenen irgend eine wichtige Entscheidung oder auch nur eine bedeutende Aufklärung über die Lage der Dinge erwartet hättest. Sie konnten am Ende nicht eben viel mehr thun und wissen, als Du selbst, aber Du empfandest ein frisches, muthiges Wehen des Geistes, und fühltest Dich auf wunderbare Weise beruhigt und gestärkt. Ich kenne einen Feldherrn, der nur zu thun brauchte, was ich in einem Kriegsliede von ihm gesungen habe:

„Du reitest freundlich, ernst und still
An der Colonne hin,"

um den Herzen allzumal einen bessern und festeren Takt mitzutheilen. Zwar that er noch unendlich mehr, als das, und war überhaupt in Fähigkeit und Glück vom Varro verschieden, wie der Uranus vom geringfügigsten Sternlein, aber auch jene Gabe kam doch mit

in Betracht, und Niemand kann sie besitzen, dem nicht ein edles und muthiges Herz im Busen schlägt. Wer durch seine Fehler, namentlich durch seinen Hoch= und Uebermuth, ein so entsetzliches Unglück herbeizieht, als Varro, hat nicht auf Anerkennung irgend einer schönen Eigenschaft in den Geschichtbüchern zu rechnen. Aber um so mehr halte ich es für Schuldigkeit, auszusprechen, was mir Gutes über den verunglückten Kriegskameraden deutlich wird, um so unparteiischer, da sein ganzes übriges Benehmen mir in der Seele zuwider ist.

Stritt er ja doch ordentlich mit Absicht wider alles Gute und Schöne an, was Aemilius in der ernsten Seele trug! Und das konnte er mit dem günstigsten Erfolg, da nach römischen Kriegsgesetzen bei Anwesenheit beider Consulen im Lager der Oberbefehl täglich wechselnd von Einem auf den Andern überging. Diese mangelhafteste aller Einrichtungen gibt einen Beweis mehr ab von der Wahrheit, daß auch die schlechteste Form, dafern sie rechtlich besteht, von dem inwohnenden Geist auf eine herrliche Weise belebt und gebraucht werden kann, so lange jener Geist der rechte ist. Zeuge deß so mancher von den

römischen Heeren unter dieser Elstergestalt, wo Schwarz und Weiß mit einander ringen, erfochtene Sieg! Wenn es damit einmal schief ging, wie bei Cannä, so hätte das die Regel seyn müssen, aber es war nur eine Ausnahme der Regel! — Aber auch davon liegt hier der Beweis, daß man längst das Beste erkannt haben kann, bevor man es allerwärts in gehörige Anwendung bringt. Die Römer hatten schon längst die Nothwendigkeit einer Dictatur für außerordentliche Gefahren eingesehen; ihre Lust zum Theilen der Gewalt hatte sie vor kurzem hingerissen, auch da ein zweiköpfiges Ungeheuer zum Vorschein zu bringen, bis der Eine Kopf einsah, er habe keinen, und sich von selbst seinem Kollegen Fabius unterwarf; — und dennoch: gerade jetzt, da das ganze Heil des Vaterlandes auf der Schwertspitze zu wanken schien, jetzt, da man das größte Heer ausrüstete, welches die Republik noch gestellt hatte, — jetzt schickt man zwei Consulen in's Feld mit Tag um Tag abwechselnder Gewalt! — Laßt uns denn mit Beschämung anerkennen, wie schwach überhaupt wir Menschen sind; aber zu unsrem Trost auch laßt uns bemerken, daß die Schicksale der Staaten

keinesweges durch die menschliche Klugheit allein — oder nicht einmal vorzüglich dadurch — bestimmt werden. Rom überlebte Cannä, und manch heißen künftigen Tag noch obenein. Das kam daher, daß die Römer sich weniger damit abgaben, die begangnen Fehler des Senats auszurechnen, als in jeglicher Noth Kopf und Faust darzubieten, wo eben Köpfe und Fäuste nöthig waren. Unser Dichter Bürger singt zwar:

„Der Mann, der das Wenn und das Aber
erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold sich gemacht!"

Ich behaupte indeß: mit weit zuverlässigerem Erfolg hat er das Gold in Häckerling verwandelt, wenigstens da, wo er mit seinem Wenn und Aber dicht hinter der That dreingezogen kam, welches doch gewöhnlich die Stunde der Anwendung für diese beiden Wörtlein zu seyn pflegt, und wo sie weder das Geschehene ändern, noch Lehren für die Zukunft begründen können, sondern nur die allgemeine Verwirrung verwirrter machen, die schwachen Gemüther mit Zaghaftigkeit, die stärkern mit Erbitterung durchdringend.

Varro freilich schien zu gar keiner Zeit von ihnen Notiz zu nehmen, und überhaupt von nichts andrem, als von seiner blinden Siegeszuversicht. Daher verschmähte er es, nach Aemilius Ansicht Gebirgsstellungen zu wählen, und den Feind dadurch zu einer Schlacht, Fußvolk gegen Fußvolk, zu nöthigen, worin die in dieser Waffe sehr überlegnen Römer des Sieges beinahe gewiß seyn durften. Er zog ohne weitres, als seine Reihe kam, den Feinden auf der Ebene entgegen, achtlos seiner schwachen, ungeübten Reiterei, die bisher in jeglichem Treffen vor der des Hannibal Kehrt gemacht hatte, oder überritten worden war. Hannibal fiel auch sogleich mit seinen Reitern auf das marschirende Fußvolk der Römer los. Aber diese trefflichen Schaaren, in geschloßner Ordnung zusammenhaltend, wiesen den Angriff zurück, und die römische Reiterei, dadurch dreist gemacht, ging vor, von Legionarcohorten unterstützt. Folard und manche Kriegslehrer sonst loben diese letztre Anordnung über alle Maaße; doch er so wenig als die Schaar der übrigen Lobredner kannte den Reiterdienst genug, um einzusehen, daß man zwar — wie es auch hier geschah — eine schlechte Reiterei

durch dergleichen Unterstützung vom Untergange bisweilen retten kann, — (ein sehr entschloßner und kampflustiger Gegner ritte jedoch vermuthlich die sämmtliche Gesellschaft auf Einmal nieder, zum Theil die feindliche Infanterie durch ihre Kavallerie selbst) — daß aber auf allen Fall die Reiterei, genöthigt das zwischen ihr vertheilte Fußvolk zu decken, eine schlagflußartige Lähmung erhält, und zu der Blitzesschnelligkeit unfähig wird, worin die eigenthümlich entscheidende Kraft dieser Waffe liegt. Eine Reiterei, der man auf der Ebene solche Strebpfeiler ansetzen muß, thäte besser, lieber gleich abzusitzen, und die Thiere, womit sie sich zu wechselseitiger Plage unnütz abquält, laufen zu lassen; nur nach rückwärtshin, damit sie nicht den bessern Pferdebändigern gegenüber zur Remonte dienen. —

Dem armen Varro gereichte das hier ausgeübte Meisterstücklein — die Nacht trennte das Gefecht — zum völligen Verderben, indem er sich nun bereits für eine Art Ueberwinder des Hannibal hielt. Nicht selten hat es die Kriegsgeschichte gesehen, daß dergleichen Lockspeisen, wie von neckender Dämonenhand, schwachen Uebermüthigen hingeworfen wurden, gleichsam, ihre

Verblendung zur völligen Blindheit zu verdichten.

Am andern Tage, wo Aemilius den Befehl übernahm, war es nicht mehr thunlich, in dieser Feindesnähe, auf freier Ebne, einen Rückzug anzutreten, ohne die Gefahr noch zu erhöhen. Er verschanzte deshalb sein Heer auf beiden Ufern des Aufidus: eine Stellung, die ihm Gelegenheit gab, seine nach Lebensmitteln ausgesandten Kriegsleute zu decken, und denen des Feindes sehr beschwerlich zu fallen, so daß Hoffnung blieb, der wenig verproviantirte Hannibal werde deshalb aus dieser Nähe weichen müssen.

Hannibal rückte schlachtbietend an. Aemilius hielt sich ruhig in den Verschanzungen. Jener zog wieder in sein Lager zurück, und sandte seine numidischen Reiter ab, die aus dem Strome Wasser schöpfenden Römer zu beunruhigen. Das schien dem Varro eine ungeheure Schmach, und bestärkte ihn in dem Entschluß, zu schlagen. Die allgemeine Stimmung der Soldaten war für ihn. Jedes muthige Heer wünscht die Schlacht, und lernt den Feldherrn, der sie aus weisen Gründen verweigert, immer erst hinterdrein gehörig würdigen. Wie Wenige von uns verstanden im

Jahre 13, während des Hin- und Herziehens im Töplitzer Thal, den weisen Schwarzenberg? Der Schreiber dieser Zeilen verstand ihn damals nicht, und die Zahl seiner Genossen hieß Unzahl. —

Mit der ungeduldigen Zuversicht, welche fast immer entscheidend verlorenen Schlachten vorherzugehen pflegt, bereitete sich das römische Heer am nächsten Morgen unter Varro's Befehlen zum Treffen. Die Truppen des größeren Lagers wurden in der ersten Dämmerung über den Aufidus an das kleinere herangezogen, und der Consul ließ das so vereinigte Heer ausrücken. Es war in Einer Linie aufgestellt, die Stirn gegen Mittag gewendet; auf dem rechten Flügel die römische Reiterei, sich an den Fluß lehnend, das Fußvolk in gleicher Höhe, mindere Zwischenräume als sonst, mehr Cohorten vor der Linie aufgestellt, um dieser mehr Tiefe zu geben; die Reiterei der römischen Bundesgenossen auf dem linken Flügel. Das Ganze bestand aus achtzig tausend Mann Fußvolk und etwas über sechstausend Reitern. Welch ein Verhältniß! Und obenein taugten die Reiter nichts! Und damit ging man in die Ebne vor! —

Hannibal zog zu gleicher Zeit seine über den Aufidus entsandt gewesenen Schleuderer und andere Leichtbewaffneten an sich, und stellte sie vor seinem Heere auf. Unter ihrem Schutze folgten die übrigen Truppen, die jenseit gestanden hatten, auf zwei unterschiedlichen Brücken, und nun kam die hispanische und gallische Reiterei mit dem linken Flügel an den Fluß zu stehen, der römischen Reiterei gegenüber; dann in derselben Höhe ein Theil des schwerbewaffneten afrikanischen Fußvolks; dann das hispanische und gallische Fußvolk; dann die andere Hälfte der Afrikaner von derselben Waffe, und auf dem rechten Flügel endlich die numidische Reiterei, eine Truppengattung, die gewohnt war, schnell anzugreifen, im Fall eines ernsten Widerstandes schnell zu fliehen, um eben so schnell zum muthvollsten Angriff wieder umzukehren, jede etwanige Unordnung des verfolgenden Feindes benutzend, — überhaupt die Kosacken jener Zeit. Eine Benennung, die sich in der unsrigen auf die rühmlichste Weise verständlich gemacht hat! Nur derjenige kann ungleich von solch einer leichten Reiterei denken und schwatzen, der ihren Character überhaupt nicht aufzufassen vermag,

oder niemals in wichtigen, dieser Waffengattung angemessenen Momenten ihre Wirksamkeit zu beobachten Gelegenheit hatte! —

Das Heer des Hannibal bestand im Ganzen aus zehntausend Reitern und etwas mehr als vierzigtausend Fußknechten. Unter diesen waren die Afrikaner aus der früher gemachten Beute auf Römisch bewaffnet, mit guten Helmen und Schilden, mit kurzen, starken, auch zum Hieb brauchbaren Stoßdegen, und zum Gefecht aus der Ferne mit Wurflanzen versehen. Das gallische und hispanische Fußvolk war minder gut ausgerüstet. Zwar führte es, gleich Jenem, Schilde, aber Schwerter von weit geringerer Güte, nur zum Hiebe tauglich, und auch das (vermuthlich ihrer übertriebnen Länge halber) nur in einiger Entfernung, so daß also ein kühner Gegner die Waffe leicht unterlaufen mochte. Diese Truppen standen in gemischter Ordnung, eine Cohorte gallisch, die andere hispanisch, — ein Beweis, daß ihnen Hannibal an und für sich nicht allzuviel vertraute, wie es denn auch immer bedenklich ist, solche halbgezwungene Hülfsvölker in große, selbstständige Massen zu stellen, — die Gallier fast nackt, die Hispanier

mit purpurfarbnen Waffenröcken bekleidet, welches (das Ungewöhnliche ist dem Erschrecklichen oft näher verwandt, als sich begreifen läßt) den Römern einen schauerlichen Eindruck gemacht haben soll. — Den linken Flügel des punischen Heers befehligte Asdrubal, Hanno den rechten, und Hannibal, unterstützt durch seinen Bruder Magon, nahm seinen Standpunkt im Mitteltreffen. — Bei den Römern führte Aemilius den rechten Flügel, Varro den linken, Attilius und Servilius, die zwei Consulen des vergangnen Jahres, die Mitte. — Die Sonne war zwischen beiden Heeren, wie in einem richterlichen Zweikampfe des Mittelalters, gleich getheilt, indem, wie schon vorhin bemerkt, die Römer gegen Mittag Stirn boten, die Punier gegen Norden.

Das Gefecht begann, — darin fast ohne Ausnahme allen Schlachten des Alterthums ähnlich — durch das nichtsentscheidende Geplänkel der Leichtbewaffneten zwischen beiden Heeren. Dies schien wirklich nur die Stelle der Scheltworte eingenommen zu haben, womit früher die homerischen Helden einander zum Kampf aufreizten, und auch hier ergab sich kein irgend merklicher Vortheil daraus. Desto heftiger ent-

brannte das Treffen zwischen der hispanisch=gallischen Reiterei am Ufer des Aufidus, und der ihr gegenüber stehenden römischen. Diese letztre stand, im eigentlichsten Sinne des Wortes, fast wie bei Mollwitz die damals noch unmündige preußische, die, statt ihren rüstigen österreichischen Gegnern ansprengend zu begegnen, mit vieler Ruhe und Ordnung so lange ein Karabinenfeuer unterhielt, bis sie übergeritten war. Den römischen Reitern fehlte es an ähnlichen aus der Ferne wirkenden Waffen; sonst hätten sie ohne Zweifel gleichfalls ihr Vertrauen darin gesetzt, wie denn jede Reiterei, die ihrer Pferde nicht vollkommen mächtig ist, Alles lieber versucht, als das Zusammenprellen Roß an Roß, und dadurch beurkundet, daß sie zwar aus berittenen Kriegern, vielleicht von persönlicher Tapferkeit durchdrungen, besteht, keinesweges aber aus wirklichen Reitern. Die Römer wußten sich hier nicht anders zu helfen, als indem sie großentheils absprangen von den ihnen mehr hinderlichen als förderlichen Thieren, und so Jeder seinen Mann zu fassen versuchte. Man wird dadurch unwillkürlich an gewisse Darstellungen auf antiken Basreliefs erinnert, und glaubt

fast die wunderlich kühnen Ringer vor Augen zu sehen. Sie hatten im Grunde so gar Unrecht nicht mit ihrem Beginnen. Der Grundfehler, weit früher begangen, lag darin, daß sie, als Nichtreiter, sich überhaupt auf Pferde gesetzt hatten, welches nicht einmal Behufs einer Reise anzurathen steht, am wenigsten aber Behufs einer Schlacht. Dies Abspringen, ohne Zweifel instinktartig entstanden, gab ihnen wenigstens den vollen Gebrauch ihrer Kraft wieder, und hätte — bei dem hohen Grade römischer Ringfertigkeit — vielleicht auf unentschlossene Gegner wunderlich genug wirken können. Aber die gallisch-hispanischen Reiter waren unter Hannibal schon viel zu kampfgeübt geworden, um irgend einen Vortheil ihrer Waffe zu mißkennen. Sie überrannten also ihren Feind ohne weitres durch die Schnelligkeit und Kraft ihrer Rosse, wobei sie ohne Zweifel geübt waren, nach dem am Boden liegenden Widersacher mit geschickter Niederbeugung des Oberleibes zu stoßen oder zu hauen. Das bloße Ueberreiten allein hätte es sonst nicht gethan. Bekanntlich treten Pferde ungern auf Menschen, und wissen meist immer, auch im schnellsten und gedrängtesten Lauf,

darüber hinzusetzen. Die Mehrsten der römischen Reiter blieben auf dem Platze, nach einem verzweifelnden Widerstande; die Uebrigen wurden am Flußufer hin verfolgt, und ohne Pardon erhalten zu können, niedergehauen. Mit dem sogenannten Pardongeben sieht es ohnehin nach Reiterangriffen bedenklich aus. Auch die milderen Seelen der Krieger sind wild geworden in dem raschen Gewirr und Geschrei, und zudem steigt in Vielen der Gedanke auf, man habe selbst eine ungeheure Menge von Waffengefährten eingebüßt, — gewöhnlich ist's nachher nicht so schlimm gewesen, — und es gelte nun eine ehrbare Todesrache.

Während jenes Reitertreffens war auch das schwere Fußvolk der beiden Mitteltreffen zum Handgemenge gekommen. Ueber dies Gefecht hat sich ein seltsamer Irrthum auf Anlaß des Polybius verbreitet. Er sagt nämlich, die gallisch-hispanischen Fußvölker seyen an dieser Stelle in Form eines ausspringenden Halbmondes geordnet gewesen, und so früher, als die auf den Flügeln stehenden Afrikaner, zum Treffen gekommen. Dadurch — indem sie nämlich einen größern Raum einnehmen mußten — habe ihre

Schlachtordnung an Tiefe verloren, und nach einigem kraftvollen Widerstande sey sie endlich von den Römern durchbrochen worden, worauf diese nach und nach mit ihrem ganzen Heere in die Mitte des punischen eingedrungen seyen, zugleich aber ihre rechte und linke Seite dem noch feststehenden afrikanischen Fußvolke blosgebend. Dies habe Hannibal vorausgesehen u. s. w.

Nun sagt zwar Polybius nirgend ausdrücklich, die ganze Bewegung sey durch den punischen Feldherrn absichtlich so angeordnet worden, aber das Wort Schlachtordnung in der Beschreibung jenes Halbmondes und die Aeußerung, Hannibal habe diesen Erfolg vorausgesehen, verleiteten den geistreichen Chevalier Folard, zu glauben, der berühmte Halbmond sey durch Hannibal's Befehle mit Besonnenheit taktisch angeordnet worden, und man habe sich also im Mittelpunkt absichtlich schlagen lassen, um das römische Heer zwischen beide Flügel hereinzulokken. So viel ich weiß, ist diese Ansicht sehr ansteckend gewesen, mindestens bis auf den heutigen Tag noch von Niemanden gründlich widerlegt worden: eine Unternehmung, auf die ich mich, nach jahrelanger Prüfung und Ueberlegung

gern einlasse. Vorerst bemerke ich, daß von allen gespielten Rollen, die der Feldflüchtigen sich am allerleichtesten in eine furchtbare Wahrheit verwandeln kann, ja, daß selbst die absichtlichste und ruhigste Schwenkung rückwärts den nächststehenden Geschwadern leicht ein schlimmes Beispiel gibt, also kein weiser Feldherr dergleichen als ein verlockendes Scherzspiel aufführen läßt, am wenigsten, wo man schon — wie es doch hier offenbar der Fall war — mit dem Feinde handgemein geworden ist. Da soll man zum Spaß weichen? Mit dem verfolgenden Schwertstoß in Nacken und Rücken! Und um auf ein beliebiges Signal mit „Halt! Front!" wieder gegen denselben Feind dazustehen, nach wie vor! — Die krumme Linie, sich aus der geraden nach vorwärts entwickelnd, zwischen zwei gegebenen Punkten dann wieder bei'm Rückzug als gerade eintretend, — wie käme man sonst wohl durch? — Dann wieder sich als einwärts gehende krumme Linie gestaltend, und immer der muthige, keck nachstoßende Feind hinterdrein, — es fiel doch den taktischen Kenntnissen des Chevalier Folard selbst allzuhart, und er schloß sich also einer Meinung des Prinzen Ludwig

Wilhelm von Oranien an, der zufolge die Römer mit einer Echellonstellung aus der Mitte vorgegangen seyn sollten. Das klingt zwar etwas besser, als der Halbmond, aber die Möglichkeit des beliebigen Vor- Rück- und abermals Vorchassirens in Mitten eines ernsten Handgemenges wird dennoch wohl keinem kriegs- oder auch nur manövre-geübten Soldaten einleuchten wollen. Ich nehme also an, das Ding sey weit natürlicher zugegangen, und zwar folgendergestalt:

Beim Vorrücken des schweren Fußvolkes ergriff die Gallo-Hispanier, die dessen Mitte bildeten, ein ungestümer Muth, wie er wohl bei nicht sonderlich geübten, ja selbst bei nicht ganz zuverlässigen Soldaten leicht zu erwachen pflegt, um eben so leicht wieder zu verschwinden. Vielleicht that auch die Ungeschicklichkeit im Marschiren und Liniehalten das Ihrige, noch vermehrt durch die aus obberührten Gründen an sich gute Mischung der Nachbarschaft, und so entstand der ausspringende Bogen, dessen äußerste Punkte zuerst an den Feind kamen, und sich Anfangs gut genug schlugen. Selbst diese Nachricht des Polybius beweist, daß von keinem absichtlichen Vorlocken des römischen Mitteltreffens die Rede

war. Die Gallo-Hispanier wurden nach ehrlichem Widerstande ganz eigentlich zurückgetrieben, und nun drängten sich ihnen die Römer nach, und folgte diesen von den noch nicht zum Kampf gekommenen Flügeln in ehrbarer Kampfeslust Schaar an Schaar, bis das ganze römische Heer in einer Art von unordentlicher Colonne vorwärts stürmte. Hätten statt dessen die Befehlshaber der Flügel ihre Truppen gerade auf den gegenüberstehenden Feind geführt, so ward bei der Uebermacht des römischen Fußvolks das afrikanische vermuthlich geworfen, und dann die gallo-hispanische Mittelschaar umzingelt. Freilich hätten die numidischen Reiter des rechten Flügels aller Wahrscheinlichkeit nach sich die Bundesgenossen-Reiterei der Römer gegenüber, die während der ganzen Schlacht große Unentschlossenheit bewies, durch einen schnellen Angriff vom Halse geschafft, und, nur einige Geschwader zu deren Verfolgung absendend, mit der Hauptmacht versucht, in das römische Fußvolk einzubrechen, desgleichen auch die von der Verfolgung ihres beinah vernichteten Feindes zurückkommenden gallo-hispanischen Reiter. Das römische Heer aber konnte bei seiner außerordentlichen Ueberzahl

diesen Allen noch immer geschloßne Massen, weislich im Voraus dazu bestimmt, entgegen stellen, von ihren Schleuderern und Bogenschützen umschwärmt, und so den Kampf wider das feindliche Fußvolk decken, bis der volle Entscheidungsschlag vollendet war. Unglücklicherweise für die Römer war der edle Aemilius, welcher eines großen Feldherrngedankens am fähigsten und der Einwirkung auf die Truppen am sichersten war, in den wichtigsten Augenblicken unter das Reitergewimmel des römischen rechten Flügels vermengt. Als er sich mit tapfrem Sinn und tapfrer Faust nach dem entscheidenden Kampf der Mitte hin Bahn gemacht hatte, kam er nur eben noch zu rechter Zeit, um eines rühmlichen Todes zu sterben.

Hannibal nämlich, sobald er sein Mitteltreffen zurückgetrieben und die Römer von allen Seiten in eine wilde Masse zusammengedrängt sah, ließ seine beiden, noch ganz unangegriffnen Flügel des Fußvolks rechts und links einschwenken in die Flügel des römischen Heerhaufens, und während dieser Angriff das Vordringen der feindlichen Spitze hemmte oder doch verzögerte, gelang es ihm, seine zurückgedrängten Gallo-

Hispanier zum Stehen zu bringen, ja, sie wieder voll erneuten Muth es auf den Feind zu führen. Von diesem Augenblicke an war die Schlacht entschieden, und vollends als die linke Flügelreiterei unter Asdrubal vom Verfolgen wieder zurück kam, ergoß sich die Bundesgenossen-Reiterei, die den Numidiern gegenüberstand, in wilde Flucht, und benahm so den römischen Legionen die letzte Hoffnung, den Bannkreis gesprengt zu sehen, der sich immer enger und verderblicher um sie her schloß. Asdrubal nämlich sandte die numidischen Reiter den Flüchtlingen nach, und überzeugt, daß einmal zersprengte Geschwader vor dergleichen Verfolgern nicht wieder zum Stehen und Sammeln gelangen könnten, warf er sich mit der übrigen Reiterei theils in den Rücken des römischen Fußvolkes, theils sandte er einzelne Züge derselben den Afrikanern zu Hülfe, die gegen die ringfertigen, zum Heldentod entschlossenen Legionarkrieger noch immer heißen Stand hatten, so daß auch Hannibal, den Augenblick erkennend, wo der Feldherr als einzelner Krieger fechten dürfe und solle, sich mit in das Getümmel begeben hatte. Der letzte, mannigfache Reiterangriff jedoch verwandelte bald

den Kampf in eine völlige Niederlage. Hier war es, wo der große Paulus Aemilius, hier wo Attilius und Servilius fielen. Varro, wie schon früher berichtet wurde, entkam, vermuthlich von dem Strom der flüchtenden Reiterei des linken römischen Flügels mit fortgerissen, die er vielleicht zu sammeln und in den Kampf zurückzuführen hoffte. Von jedem Schatten des Verdachtes einer unehrbaren Flucht spricht das ehrende Betragen des römischen Senates ihn frei.

Sollte aber der Geist des großen Hannibal sich um all die Rednereien, welche über seine Siegesschlacht von Cannä geführt werden, irgend bekümmern können und wollen, so lebe ich nicht allein der festen Zuversicht, daß er meine Darstellung für die historisch richtige anerkennen würde, sondern bin auch überzeugt, daß er, im Fall der Wahl, die meinige gern als die günstigste für seinen Feldherrnruhm gelten ließe, wie sehr auch Folard und Andre ihn wegen jenes ausspringenden, dann sich zur Linie umwandelnden, dann wieder einspringenden halben Mondes loben mögen. Denn ungerechnet, daß die Ausführung eines so verwickelten Manoeuvres weit

mehr an den Truppen zu preisen stände, als der Entwurf desselben an dem Feldherrn, so gibt es noch einen weit erhabneren Prüfstein für den Geist des Letztern, wenn er im Augenblick der wankenden Schlachtentscheidung die Dinge für sich zu lenken versteht, als wenn er bei kaltem Blute den Entwurf auf Papier oder Pergament verzeichnet, und der Feind — durch eine unbegreifliche Schickung verblendet — nun eben albern genug ist, gerade desiderirtermaßen dahinein zu gehen. Frage sich übrigens Jedermann nach allen möglichen Erfahrungen in Krieg, Staatsverhandlung, Prozeß oder Kartenspiel, ob unter Tausendmalen höchstens ein Einzigsmal dergleichen zugetroffen ist! — „Aber" — möchte vielleicht irgend Jemand einwenden — „sahe nicht selbst Hannibal voraus, das Mitteltreffen werde die Entscheidung herbeiführen, indem er sich dessen Oberbefehl persönlich vorbehielt?" — Ich erwiedre: Nein! Denn erstlich hätte er nicht gerade seinen Bruder Magon neben sich gestellt, der ihm auf den Flügeln weit wichtiger hätte dienen können, wenn wirklich er selbst das Centrum hätte führen wollen; zweitens würde er die zuverlässigern Afrikaner weit lieber

zur Ausführung des schweren taktischen Manoeuvres gebraucht haben, als die unsichern, absichtlich durch einander gestellten Gallier und Hispanier. Daß er im Mittelpunkte der Schlacht seinen Standpunkt nahm, hatte den weit höhern Grund, mit halber Entfernung von den Flügeln her Berichte vernehmen und dahin versenden zu können, — kurz, denselben Grund, warum das menschliche Herz nicht etwa im großen Zeh oder unter der Hirnschale Wohnung macht, sondern in der Mitte des Körpers. Es ist dies eine Regel, welche sich jeder Feldherr zu Gemüth führen sollte, nur daß er bisweilen — ein freieres Ding, als das Herz — momentan im Fuß, Gehirn oder Faust erscheinen und unmittelbar wirken kann. Aber eben deswegen ist seine ungewöhnliche Erscheinung von so außerordentlichem Erfolg, weil Jedermann seine Stellung im Mittelpunkt als das Gewöhnliche mit Recht voraussetzt, und also von dem veränderten Phänomenon ebenfalls mit Recht auf etwas Außerordentliches und ganz Ungeheures schließt, das an dem begünstigten Orte vor sich gehen solle. Diesmal jedoch mag Hannibal die ganze Schlacht im Mittelpunkte durchgefochten haben, da die Flügel

des Fußvolkes so unendlich leichteres Spiel hatten, und er sich in Hinsicht der Reiterei ganz auf den Asdrubal verlassen konnte, wohl auch auf allen Fall gewandte Reiter, vermuthlich zum Theil Numidier, zu Versendung seiner Befehle bei sich hatte.

Die Entscheidungsschlacht war nun also geschlagen, Rom's vor der Hand letzte große Anstrengung vereitelt, auf eine Weise vereitelt, wie außerdem nur noch der Untergang des Heeres in Parthien und der Varuslegionen im Teutoburger Walde ähnliche Beispiele für die Geschichte des mächtigen Quiritenstaates aufstellen. Die parthische Niederlage indeß war ein langgedehntes Aushungern und Ausdursten auf dürren Haiden, die teutoburgische, ein kühner Ueberfall im ungünstigen, zum Theil unbekannten Waldrevier. Mit all meiner Ehrfurcht vor Hermann und seiner Freiheitsschlacht und vor unserm großen Klopstock kann ich daher Diesem nicht beistimmen, wenn er den teutoburger Sieg antönt:
„Schwester Cannä's, Winfelds Schlacht!"

Cannä war ein Kampf im Freien, beschlossen und angeordnet von beiden Theilen fast wie ein

Zweikampf, ohne Beihülfe verwirrender Zufälligkeiten ausgeführt! Denn das Unwetter, welches römische Autoren anführen, und wovon Polybius gänzlich schweigt, ist wahrscheinlich eine spätere entschuldigende Erfindung, ungerechnet, daß dergleichen fast immer beide Parteien gleich sehr zu verwirren pflegt, und nur da zum Nachtheil der Einen ausschlagen kann, wo naßgewordne Bogensehnen oder Pulvertaschen und Zündlöcher etwa die Hauptwaffe des einen Heeres lähmen, während das andere sich mehr auf Reiterei oder Handgemenge überhaupt verläßt. Hier kam aber die Entscheidung auf gegenseitigen Kampf mit blanker Waffe hinaus. Und ein etwa in's Gesicht schlagender und dadurch blindmachender Regen würde bei Umzinglung der römischen Heeressäule dieser auf einer Seite eben so viel Vortheil, als Nachtheil auf der andern gebracht haben. Es galt hier also einen ganz reinen, von Kraft gegen Kraft — natürlich die geistige des Feldherrn obenan mitgezählt — erfochtenen Sieg auf dem Felde der Ehren.

Warum ihn Hannibal nicht zum gänzlichen Untergange Roms vollständig nutzte? In wie=

fern hier die Lenkung höherer Gewalten, die Mangelhaftigkeit des Feldherrngeistes selbst und schwer zu beseitigende Hinderungen sich entgegenstemmten, — das bleibe einer künftigen Untersuchung aufbehalten, zu der schon das Material vorbereitend in mir verarbeitet wird. Für jetzt nur noch eine Bemerkung. Der wirklich geistreiche Chevalier Folard ist ein Feind der Reiterei, ein Freund — man könnte fast sagen: ein abgöttischer Freund der Colonnen. Und dennoch gefällt ihm die Schlacht von Cannä ausnehmend, ja er behauptet, die wenige Wirksamkeit der Reiterei und die Unwiderstehlichkeit der Colonne unter allen Umständen finde hier auf's Neue stützende Beweise. Kommt das nicht etwa auf die Antworten von Shakespeare's verkleidetem Viola-Cäsario heraus? — „Sagt ihm, ich schliefe, — ich sey krank!" — „Er sagt, er habe davon gehört, und eben darum komme er, mit Euch zu sprechen! — Er scheint auf Alles gefaßt!" —

„Eben darum!" — Das ist die natürliche Menschenantwort auf jeden Einwand, den man nicht hören will. Und sind auch die Lands-

leute des Chevalier Folard vielleicht noch etwas fertiger und ungenirter damit zur Hand, als andre Leute, — eine allgemeine Menschenantwort bleibt es dennoch, wo die Menschennatur sich irgend im Streit um's Rechtbehalten gehen läßt! —

Staats-
Bibliothek
Bamberg

2 Bde

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fouqué, Friedrich de La Motte-,

Gefühle, Bilder und Ansichten Sammlung kleiner prosaischer Schriften

Bd.: 2

Leipzig (1819)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.463-e(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721440-4